

Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences
Herausgeber: Swiss Society of the History of Medicine and Sciences
Band: 55 (1998)
Heft: 3-4

Buchbesprechung: Book reviews

Autor: Schüppel, Reinhart / Kanz, Kai Torsten / Bröer, Ralf

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Book Reviews

Appell, Rainer G. (Hrsg.): **Homöopathie zwischen Heilkunde und Heilkunst.** Heidelberg, Haug, cop. 1997. 252 S. Ill. DM 68.–; SFr. 61.50. ISBN 3-7760-1627-2.

Die «Hainstein-Tagungen», die der Herausgeber des Buches seit einigen Jahren organisiert, sollen den interdisziplinären Dialog rund um das Thema «Homöopathie» beflügeln (der vorliegende Band enthält die Beiträge aus dem Jahr 1995). Das Buch richtet sich an therapeutisch tätige Praktiker, deren Blickwinkel es weiten möchte. Es erhebt nicht den Anspruch, ein Werk von und für Historiker zu sein, weshalb es hier nicht wegen seines Hauptanliegens, sondern wegen interessanter «Nebenaspekte» besprochen wird. So erlauben die Beiträge, wenn man auch für Zeitgeschichte offen ist, einen Einblick in aktuelle Bemühungen um eine Standortbestimmung aus einer «Innenperspektive» der Methode. Und hier ist dann bemerkenswert, dass fünf der elf Beiträge sich mit Psychologie bzw. Psychotherapie beschäftigen, wobei eindeutig die Tiefenpsychologie dominiert. Vier weitere Referate haben Kunst in unterschiedlichen Dimensionen im Fokus, so dass von dem Spannungsfeld «... zwischen Heilkunde und Heilkunst» mangels «härterem» heilkundlichen Kontrapart kaum etwas zu spüren ist. Die «sanften» Ansätze wollen, sollen oder müssen (die «kalte Schulter» der Schulmedizin?) offensichtlich unter ihresgleichen bleiben.

Über die rein zeitgeschichtliche Perspektive hinaus bietet das Buch eine Fülle (weiterer) Belege für eine charakteristische homöopathische Argumentationsfigur: den beständigen Rückgriff auf historische Figuren oder Ideen. Sonst in einschlägigen Publikationen im wesentlichen auf Hahnemann als Begründer der Methode beschränkt, dienen hier Mythen der griechischen Klassik, Gedanken aus der Alchemie, reichlich Zitate aus der deutschen Klassik und die (hier ziemlich «romantisch» vermittelte) romantische Medizin gleichzeitig als Autoritäten, Ideengeber und Kristallisationskerne aktueller Diskussion.

Reinhart Schüppel, Starnberg

Bäumer, Änne: **Bibliography of the history of biology. – Bibliographie zur Geschichte der Biologie.** Frankfurt/Main etc., Lang, 1997. XI, 307 S. SFr. 79.–. ISBN 3-631-32261-5; US-ISBN 0-8204-3513-9.

Seit Pieter Smits massgeblicher «History of the life sciences: An annotated bibliography» von 1974 sind eine Reihe von bibliographischen Hilfsmitteln zur Biologiegeschichte erschienen, zuletzt von Judith Overmier (1991) und Gavin Bridson (1994) innerhalb der «Garland reference library». Das neueste Unternehmen dieser Art, das Änne Bäumer gerade vorgelegt hat, verzeichnet zunächst Gesamtdarstellungen, dann

folgen Werke zur Geschichte von Botanik und Zoologie, bereits vorliegende Bibliographien und Sammelbiographien. Es schliessen sich Literaturlisten zu speziellen Problemen/Methoden/Ideen an, etwa Evolutionstheorien, einzelnen Disziplinen, etwa der Molekularbiologie, und schliesslich die wichtigsten Werke zu den «wichtigsten Biologen» von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. Sach- und Personenregister runden das Buch ab, doch ist es mühsam, sich die Werke eines Autors zusammenzusuchen, da auf einen Verfasserindex verzichtet wurde.

Die Titel werden mit vollständigen bibliographischen Angaben, doch ansonsten kommentarlos aneinandergereiht, nur selten begegnet ein kurzer Hinweis, etwa bei Radl, bei dessen Biologiegeschichte auf Differenzen gegenüber der englischen Übersetzung hingewiesen wird (S. 5). Die häufig doppelte Anführung von Aufsätzen und Büchern (etwa Coleman über Kielmeyer auf S. 51, 238, ebenso bei Blumenbach S. 151, gleich drei Titel werden S. 214 wiederholt) hätte sich durch ein intelligentes Verweissystem vermeiden lassen. Ärgerlich ist, wenn man die Originalausgabe eines Werkes an einem anderen Ort suchen muss, als die englische Übersetzung (z.B. Corsi 1983/1988, S. 55/61). Generell ist die Unterteilung in Sachgruppen nicht immer glücklich gelöst: Verwunderlich ist, dass es nicht einmal ein eigenes Kapitel über «Naturgeschichte» gibt; dazu passt freilich, dass der Begriff «Biologie» unreflektiert auf die Zeit vor 1800 übertragen wird. Insgesamt enthält der Band weder Werke zur Institutionalisierung der biologischen Disziplinen an den Universitäten noch Literatur zur Entwicklung des Zeitschriftenwesens oder der Biologiegeschichtsschreibung. Auch vermisst man eine Liste der laufenden Periodika zur Biologiegeschichte.

Die Auswahl der mehr als 5000 Titel ist natürlich immer den Vorlieben des Bearbeiters überlassen, und so sollen hier nur die grössten Lücken benannt werden. Gerade die älteren Standardwerke sind häufig nicht verzeichnet (bei Henle fehlt Merkel 1891, bei Oken sucht man Ecker 1880 vergeblich), und auch die neuere monographische Forschungsliteratur ist längst nicht vollständig (es fehlen etwa Mann 1981 zu DuBois-Reymond, Nitzsche 1989 über Treviranus, Monti 1990 zu Haller, Wendland 1992 zu Pallas, Krüger 1994 zu Helmholtz, Geison 1995 zu Pasteur, Mocek 1995 zu Reil, Engels 1982 zu Teleologie/Vitalismus, Barsanti 1983 und 1992 zur Stufenleiteridee, Rieppel 1989 zur Evolutionstheorie, Scheele 1981 und Eggelmaier 1988 zur Naturgeschichte, Mann/Dumont 1990 zur Anthropologie, Bonah 1995 und Lesch 1984 zur Physiologie). Die Auswahl der Werke wird bisweilen fragwürdig, wenn man z.B. unter den 10 Titeln zu Robert Brown (S. 215f.) allein sechs findet, die sich mit der Brownschen Molekularbewegung befassen, die einzige Biographie (Mabberley 1985) jedoch fehlt. Ebenso unverständlich ist, dass Briefeditionen und Werkausgaben (etwa bei Haller oder Spallanzani) nur ganz partiell verzeichnet werden.

Man kann darüber streiten, ob hier wirklich das Wichtigste über das Wichtigste und die Wichtigsten versammelt ist, doch wäre es für die Benutzer am wichtigsten gewesen, wenn Anne Bäumer in einem Vorwort oder einer Einleitung (beides fehlt) ihre Kriterien für die Auswahl der wichtigsten Titel offengelegt hätte. Vielleicht hätte manch ein Leser auch gerade das ihr unwichtig erscheinende für wichtig erachtet. So bleibt eine gewiss nützliche, gerade für die neuere Sekundärliteratur sehr brauchbare Literatursammlung, die dem Anfänger wertvolle Dienste erweisen und in der auch der Kenner noch manch unverhofften Fund machen kann. Mit einer programmatischen Einleitung versehen, von Doppelanführungen bereinigt, um fehlende Standardliteratur ergänzt, durch brauchbare Indices erschlossen: So könnte diese

Literatursammlung zu der «umfassenden Bibliographie» avancieren, als die sie der Verlag anpreist, und damit zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für den täglichen Gebrauch. In der vorliegenden Form ist der Band nur als erster Einstieg in ein Thema empfehlenswert und ersetzt die bereits vorhandenen Bibliographien nicht.

Kai Torsten Kanz, Göttingen

Beretta, Marco: **The starry messenger and the Polar star.** Scientific relations between Italy and Sweden from 1500 to 1800. Catalogue of an exhibition held at the Naturhistoriska Riksmuseet, Stockholm. Prato, Giunti, 1995. 188 p. Ill. (Uppsala Studies in History of Science, 22). ISBN 88-09-20793-9.

Der vorliegende Katalog dokumentiert eine Ausstellung im Naturhistorischen Reichsmuseum von Stockholm, die sich den wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Schweden und Italien in der frühen Neuzeit widmete. In der 50 Seiten umfassenden Einführung fasst der Autor den dürftigen Forschungsstand zu diesem Thema zusammen. Die überraschend hohe Zahl von Kontakten zwischen beiden Ländern bezeugt nach Beretta die Tendenz der frühneuzeitlichen Wissenschaft, auch grosse geographische, sprachliche und religiöse Hindernisse im Interesse eines wissenschaftlichen Universalismus zu überwinden. Während bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts der Einfluss italienischer Ideen auf schwedische Forscher die Beziehungen dominierte, kehrte sich das Verhältnis im 18. Jahrhundert teilweise um. Für die erste Phase ist bezeichnend, dass die Theorien Galileis rasch und in bisher unterschätztem Umfang in Schweden aufgenommen wurden. Eine wichtige Rolle für die Rezeption der überlegenen italienischen Medizin an der europäischen Peripherie spielten im 16. Jahrhundert italienische Ärzte am Stockholmer Hof und schwedische Ärzte, die zur Ausbildung nach Italien reisten. Einen Umschwung in den schwedisch-italienischen Beziehungen leitete die Konversion, Abdankung und Übersiedlung der Königin Christina nach Rom 1655 ein. Die vor allem an Astronomie und Astrologie, Medizin und Alchemie interessierte Christina versuchte durch ein weitgespanntes Patronagesystem (u.a. Borelli) die italienische Forschung zu beflügeln. Im 18. Jahrhundert übernahmen dann italienische Forscher die botanische Taxonomie Carl v. Linnés, und Schweden gelangte auch in der Mineralogie, der Metallurgie und der Chemie in wissenschaftliche Spitzenpositionen. Italien dagegen befand sich mit Ausnahme der Experimentalphysik (Volta) im Niedergang. Der Katalogteil des Bandes enthält 188 Nummern, überwiegend Abbildungen von Kupferstichen, aber auch Gemälden, Manuskripten, Instrumenten usw. aus Stockholmer Beständen. Aus der medizinhistorischen Sicht des Rezensenten besonders interessant sind z.B. ein anatomisches WachsmodeLL aus einem Florentiner Kabinett des 18. Jahrhunderts, mehrere alchemistische Handschriften, ein Brief des Leibarztes von Königin Christina, Notizen des Uppsaler Anatomieprofessors Murray mit Hospital-Statistiken aus Italien von 1773–75 und ein Itinerarium des schwedischen Arztes von Block, der 1696 Sekretär Cosimos III. in Florenz wurde und in dieser privilegierten Position Kontakt zu den Schülern Galileis aufnahm. Insgesamt liegt mit dem Katalog eine wichtiger Beitrag zu einem vernachlässigten Aspekt der frühneuzeitlichen Wissensdiffusion vor.

Ralf Bröer, Moers (D)

Berger, Georg: **Die Beratenden Psychiater des deutschen Heeres 1939 bis 1945.** Frankfurt am Main etc., Peter Lang, 1998. 328 S. SFr. 72.–. ISBN 3-631-33296-3. (Zugl. Diss. Freiburg Breisgau).

In diesem Buch findet der Leser eine willkommene Ergänzung zur vorhandenen reichhaltigen Literatur über die Psychiatrie im Nationalsozialismus. Nicht nur listet der Verfasser die beratenden Psychiater des deutschen Heeres im Krieg 1939–1945 genau auf, sondern er analysiert auf Grund einer sehr vollständigen Dokumentation in verschiedenen Archiven ihre Tätigkeit. So zeigt er z.B., dass diese beratenden Psychiater – fast ausschliesslich Lehrstuhlinhaber an den Universitäten – kaum Entscheidungsbefugnisse hatten, sondern nur Meinungen abgeben konnten. Allerdings gab es Unterschiede: während einige nur ein Minimum an Zeit ihrer Aufgabe zuwandten, liessen sich andere im Sog des Patriotismus zu ethisch kaum vertretbaren Massnahmen, insbesondere was die «heroische Behandlung» der Kriegsneurotiker betrifft, hinreissen.

Der Verfasser schildert im übrigen anschaulich den Aufbau des Sanitätsdienstes, er stellt Tabellen vor und befasst sich mit der differenzierten Analyse der diagnostischen Kriterien. Im Vordergrund steht das Interesse an den psychogenen Erkrankungen. Die neurologischen Fälle werden relativ kurz abgehandelt. Erschreckend ist die Tatsache, dass von den aufgeführten beratenden Psychiatern bzw. Professoren 67% Parteigenossen waren. Dies ist um so beunruhigender, als von den Erwähnten manche ihren Lehrstuhl nach dem Krieg behalten konnten. Wer wie der Rezensent einigen von ihnen nach dem Krieg noch begegnet ist (Beringer, Bürger-Prinz, Flügel von Bayer, Kolle, Kretschmer, Mauz, Panse, Pohlisch, Scheller, Villinger, Vogel), kann kaum glauben, dass so viele dieser meist hochgebildeten und wissenschaftlich bedeutenden Kollegen sich in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt hatten. Leuchtende Ausnahmen waren allerdings von Bayer, Kretschmer und K. Schneider.

Wenn auch insgesamt nicht gesagt werden kann, dass diese Arbeit von überragender Bedeutung sei, so ist doch ihr Verdienst, dass sie in redlicher und unkomplizierter Weise bisher wenig bekannte Fakten aufarbeitet.

Christian Müller, Bern

Bien, Christian F.: **Erklärungen zur Entstehung von Missbildungen im physiologischen und medizinischen Schrifttum der Antike.** Stuttgart, Steiner, 1997. 212 S. Ill. (Sudhoffs Archiv, Beiheft 38). DM/SFr. 74.–. ISBN 3-515-07128-8. (Zugl. Diss. Tübingen 1996).

La classification et l'étiologie des malformations congénitales constituent un domaine complexe que les auteurs anciens n'ont que rarement tenté d'aborder, faute de connaissances suffisantes du développement embryonnaire et des mécanismes de l'hérédité. Aucun traité spécifique n'a ainsi été consacré à la tératologie, mais différents éléments de réflexion, théoriques ou empiriques, apparaissent dans la littérature scientifique antique.

Le mérite de Ch. Bien est d'avoir rassemblé pour la première fois les textes de physiologie et de médecine qui abordent cette question, de Parménide d'Elée (515–445 av. J.-C.) à Paul d'Egine (7^e s. ap. J.-C.). L'approche de l'auteur est essentiellement philologique; il ne tente pas de rétrodiagnostiquer les malformations décrites, ni d'en rechercher plus largement la trace dans la littérature ou l'iconographie antiques.

L'introduction présente les principaux termes décrivant des malformations (τέρας, περόω, ἀνάπερος, ἀναπερία etc., κολούω, κολοβόω, κολοβός, κολόβωμα, ἑρμαφρόδιτοι), et analyse la notion d'anomalie chez Aristote et Galien. La partie principale examine les différentes explications étiologiques, classées selon le moment de l'apparition de l'anomalie: avant la conception (dans le matériel séminal des parents), au cours de la conception ou plus tard, pendant la grossesse. Les croyances populaires sont mentionnées lorsqu'elles sont à l'origine d'une explication rationnelle. Un chapitre particulier est consacré aux théories d'Aristote, notamment à sa critique de la pangenèse (le sperme vient de toutes les parties du corps, l'embryon est préformé) au profit de l'épigenèse (le sperme est l'élément actif qui permet à l'embryon de se former progressivement), et à sa définition de la nature défectueuse de la femme. Dans la discussion l'auteur reprend les principales théories sur la génération et la formation des anomalies physiques et résume leurs caractéristiques et leur importance dans la pensée scientifique antique. En appendice, un recueil de textes vient compléter ce livre dont on appréciera l'index détaillé des sources littéraires tout en regrettant quelques incohérences dans son index thématique.

En résumé, un livre utile à tous ceux qui s'intéressent aux maladies congénitales et à la tératologie, mais aussi de manière plus générale aux théories sur la conception et l'hérédité dans l'Antiquité.

Véronique Dasen, Fribourg

Bosson, Alain: **Histoire des médecins fribourgeois (1850–1900). Des premières anesthésies à l'apparition des rayons X.** Préf. d'Olivier Faure. Fribourg, Chaire d'histoire contemporaine de l'Université de Fribourg, 1998. X, 225 p. Ill., Portr. (Aux sources du temps présent, 3; zugl. Mémoire de licence en histoire contemporaine). SFr. 38.–.

Wer die Monographie von Alain Bosson über Freiburger Ärzte zwischen 1850 und 1900 zur Hand nimmt, erwartet Aufschlüsse über den ärztlichen Professionalisierungsprozess im zweisprachigen Kanton, in dem nicht nur Sprachen, sondern auch (deutsche und französische) Wissenschafts- und Professionsstrukturen aufeinandertreffen.

Aufgrund von Quellenlage und persönlichem Interesse geht Bosson auf solche Fragen unterschiedlich ein. Am Konzept einer sich professionalisierenden Berufsgruppe orientiert er sich nicht formell; theoretische Orientierung gibt ausschliesslich der Mentor der französischen Medizingeschichte, Jacques Léonard, der von Bosson allerdings allzu einschränkend als Vertreter einer Kulturgeschichte ärztlichen Wirkens perzipiert wird. Die untersuchten Fragen sind hingegen ausnahmslos für die moderne Sozialgeschichte relevant: Nach einer Einführung und der Präsentation des Ärztebestandes (Liste aller Ärzte, die zwischen 1850 und 1900 mit Zulassung praktiziert haben) wird die Berufsgruppe in den Kapiteln *Arzt werden*, *Freiburger Ärzte an der Arbeit* sowie *Ärzte, Staat und Gesellschaft* dargestellt. Wichtige Einzelthemen

sind: Karrierenwahl, Zulassung, Impfung und Hygiene, die Anfänge der «médecine mentale», «les clientèles», Honorare, Konsultationen und Besuche, «La Commission de la santé» sowie illegale Heilpraktiken. – Interessant sind die statistischen Analysen des Bestandes. Es werden die Freiburger Werte bezirksweise mit den kantonalen Mittelwerten der Arzt-Patient-Relation – über die Jahre hinweg – verglichen. Gerade hier wären aufgrund der Kenntnisse der kantonalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Verkehrs-, Wirtschafts-, Bevölkerungs- und Gesellschaftsentwicklung) mit wenig Aufwand weitergehende Interpretationen möglich und nötig: Womit hängen die unterschiedlichen Entwicklungen wirklich zusammen? (Für Leser/Leserinnen ohne Lokalkenntnisse wäre im übrigen eine Karte hilfreich.) – Anschaulich sind die Ausführungen zur Honorarfrage, in denen letztlich die Überwindung der traditionellen Bemessung der Honorare an den wirtschaftlichen Verhältnissen der Patienten/Patientinnen zum Ausdruck kommt (S. 126ff.). – Vergleichsweise grossen Raum räumt Bosson den illegalen Heilern und dem in Freiburg ungewöhnlich warm empfungenen Sebastian Kneipp ein.

Die Fragen des ärztlichen Gesundheitswesens an der Sprach- und Kulturgrenze kommen des öfteren zur Sprache, leider werden sie aber nur punktuell und kaum grundsätzlich diskutiert. In den Protokollen der kantonalen Gesundheitskommission scheinen z.B. Ängste auf, die direkt mit der bikulturellen Situation zu tun haben: die Furcht vor Kolonisierung durch die Deutschschweiz (so z.B. Dr. Buman, Mitglied der Kommission: «nous serions *inondés* de médecins de la Suisse allemande», S. 67). Solche Perzeptionen und die daraus entspringende protektionistische Abwehrstrategie der Kommission («la logique protectionniste», S. 65) werden von Bosson präzise und gut analysiert dargestellt. Daraus müsste aber abgeleitet werden, dass der Freiburger Arzt nicht einfach ein «médecin de province» (Léonard) ist, sondern eben ein gefährdeter Berufsmann an der Kulturgrenze, der oftmals sogar an deutschen Universitäten studiert hat.

Bosson liefert eine sorgfältige und unprätentiöse Beschreibung wissenschaftlicher, beruflicher – und beschränkt auch weiterführender – Aspekte des ärztlichen Berufsstandes. Die Modernisierungs- und Medikalisierungshindernisse des ländlich-peripheren Kantons mit der «sous-médicalisation notoire» werden unter verschiedenen Aspekten breit behandelt. – Trotz aller (berechtigten) Renaissance der narrativen Geschichtsschreibung erachte ich aber eine genaue theoretische Fundierung für die Sozialgeschichte der Medizin für unabdingbar, und auch die neuere angelsächsische und deutsche Forschung müsste einbezogen werden. Eine theoretische Verortung wäre insbesondere auch dem (durch die vorliegende Arbeit nun möglichen) Vergleich dienlich, interkantonal (d.h. national) ebenso wie international.

Sebastian Brändli, Zürich

Bueltzingsloewen, Isabelle von: **Machines à instruire, machines à guérir. Les hôpitaux universitaires et la médicalisation de la société allemande (1730–1850)**. Lyon, Presses universitaires de Lyon, 1997. 359 p. Ill. (Collection du Centre Pierre Léon). Ffr. 150.–. ISBN 2-7297-0582-1; ISSN 1248-6302.

Isabelle von Bueltzingsloewen verfolgt in ihrer Arbeit eine doppelte Fragestellung. Um die Geschichte der Universitätskliniken als eine Geschichte von Lehr- und Heil-

anstalten zu rekonstruieren, verfolgt sie zum einen die zeitgenössischen ärztlichen Debatten über die Notwendigkeit einer eigens zu Lehr- und Forschungszwecken eingerichteten Krankeneinrichtung. Zum andern überprüft die Autorin, ob Foucaults These von der «Geburt der Klinik» im «klassischen Zeitalter» auf die deutschen Verhältnisse übertragbar ist.

Die Geschichte der Kliniken als Ausbildungs- und medizinische Versorgungseinrichtungen führt die Autorin auf folgende Hauptfaktoren zurück: Die Kliniken verdanken ihre Entstehung erstens dem pädagogischen und wissenschaftlichen Interesse von Ärztepersönlichkeiten, die sich der Bewegung der Gesundheitsaufklärung bzw. der Medizinalreformbewegung zuordnen lassen. Unterstützung fanden diese Ärzte zweitens bei den Territorialfürsten, die aus populationistischen Überlegungen sowie aus Prestigedenken heraus Interesse an der Gründung von Kliniken zeigten. Ferner verfolgten drittens die Kommunen als Trägerinnen der klinischen Krankenanstalten das Interesse, die Kosten möglichst gering zu halten wie auch die Bevölkerung möglichst breit medizinisch zu versorgen. Auch bürgerliche Kräfte wie die Göttinger Freimaurer förderten viertens aus spezifischen gesellschaftspolitischen Überzeugungen heraus die Einrichtung von Kliniken. Die Kliniken standen unter dem Druck einer doppelten «Nachfrage»: So trieben Medizinstudenten durch ihre Wahl des Studienortes fünftens die Gründung und Aufrechterhaltung von Kliniken voran, indem sie mit ihrer Option verdeutlichten, dass sie eine praktische Ausbildung favorisierten. Schliesslich wussten sechstens Kranke die in den Universitätskliniken theoretisch restriktiven Grundsätze bezüglich der Aufnahme von Patienten zu durchbrechen.

Von Bueltzingsloewen gelingt es, ein differenziertes Bild der klinischen Einrichtung zu zeichnen und dieses auf dem aktuellen Forschungsstand in die deutsche Universitätsgeschichte einzuordnen, wobei ein kurzer komparativer Blick auf die französischen Verhältnisse nicht fehlt. Die Stärke ihrer Arbeit besteht darin, bisherige verbreitete Interpretationsansätze für die Entstehung der Klinik zu überwinden. So unterstreicht sie, dass Ärzte und Staat keineswegs eine verschworene Interessengemeinschaft bildeten. Ebenso wenig verfolgten Ärzte einhellig gemeinsame Ziele. Interessendivergenzen entstanden auch innerhalb von Krankeneinrichtungen oder medizinischen Fakultäten. Ferner zeigt von Bueltzingsloewen auf, dass die Kliniken als Lehranstalten von den Kranken trotz ihres Charakters als Lehr- und Forschungsanstalt derart in die Pflicht genommen wurden, dass jene vielfach Hospitalfunktionen erfüllten. Die Autorin legt überzeugend dar, dass die Entstehung der Kliniken in der Geschichte der Krankenanstalten nicht so sehr einen Bruch darstellt, sondern eher einer kontinuierlichen Entwicklung folgt.

Das Buch ist nicht mit der 1992 entstandenen Dissertation der Autorin zu verwechseln. Es ist vielmehr den Gepflogenheiten des französischen Publikationswesens gemäss für eine weitere Leserschaft überarbeitet und wohl auch gekürzt worden. Das wissenschaftliche «Beiwerk» (durchgängig exakte bibliographische Angaben statt Pauschalverweise in den Fussnoten, Quellenbibliographie, methodologische Diskussion des benutzten Quellenkorpus) ist wohl diesen publizistischen Usancen zum Opfer gefallen. Dies schwächt den wissenschaftlichen Gebrauchswert des Buches, ist aber nicht der Autorin anzulasten. In ihrer Verantwortung steht hingegen, dass der Begriff der Nachfrage und des Markts merkwürdig blass bleibt. Versuche, die Studenten- und Krankenperspektive mittels für diese spezifischer

Quellen einzunehmen, unterbleiben. Unbefriedigend ist schliesslich, dass die Foucaultschen Begriffe «Wissen, Macht, Disziplin» nicht konzeptionell diskutiert, sondern lediglich auf empirischer Ebene und eher am Rande aufgegriffen werden. Da von Bueltzingsloewen unter Medikalisierung das Ausmass der Versorgung mit ärztlicher Medizin versteht, klammert sie die zentrale Frage nach ärztlichen Erziehungsansprüchen bzw. Verhaltensänderungen seitens der Kranken, also nach der «medizinischen Zivilisierung», aus.

Ungeachtet dieser Schwächen machen alle diejenigen, die eine handliche, differenzierte, klar strukturierte, besonders leserfreundliche, vorwiegend wissenschafts- und institutionengeschichtlich orientierte Überblicksdarstellung zur Geschichte der deutschen Universitätsklinik suchen, mit diesem Buch den richtigen Griff.

Franziska Loetz, Heidelberg

Degen-Zimmermann, Dorothee: **Mich hat niemand gefragt. Die Lebensgeschichte der Gertrud Mosimann.** Zürich, Limmat Verlag, 1998. 262 S. SFr. 34.–. ISBN 3-85791-296-0.

1916 als uneheliches Kind geboren, von der Mutter mehr geduldet als geliebt – «*Ich bin nicht verpflichtet, dich zu lieben*» (S. 152) – lebt Gertrud Mosimann bis ins hohe Alter ein Leben der Entbehrung, der Demütigung und oft genug auch der Fremdbestimmung, weil die Gesellschaft nur zu gerne «schwachsichtig» mit «schwachsinnig» interpretierte.

Ihre angeborene Sehbehinderung bringt sie schon als Kind in unzählige gefährliche Lagen, die soziale Situation mit Unterbringung in wechselnden (und meist ungeeigneten) Pflegefamilien trägt auch nicht dazu bei, dass sich das Kind entfalten kann und gefördert oder gestützt würde. Mit 8½ Jahren kommt Trudi Mosimann nach Freienstein in die «Rettungsanstalt auf dem Freienstein für schwererziehbare Kinder» – ein irreführender Name, waren doch dort vorwiegend Sozialwaisen, wie man heute sagen würde, untergebracht. Trotz fast militärischem Drill und aus heutiger Sicht drakonischen Disziplinierungsvorschriften wird die «Anstalt» für Trudi zur wahren Heimat, zum grossen Teil dank der Herzenswärme und Güte der Hausmutter. In diese Zeit fällt auch eine erste Augenoperation (Star- und Schieloperation) bei Dr. W. G. Fröhlich in Herisau (gest. 1957), der später noch etliche weitere folgen sollten, ohne dass daraus bleibende Sehverbesserungen resultierten. Dieser oft unkonventionell praktizierende Arzt sollte Jahre später denn auch der Grund sein, dass Prof. A. Vogt an der Augenklinik der Zürcher Universität es rundweg ablehnte, die Patientin überhaupt zu untersuchen ...!

Bis zur Konfirmation können die Kinder in der «Anstalt» bleiben. Danach beginnt auch für Trudi ein «Wanderleben». In Ottenbach «dient» sie an ihrer ersten Stelle in einem Handwerker-Haushalt für zwanzig Franken im Monat als Stütze der Hausfrau – von 6 Uhr früh bis abends um acht. Später lernt sie in einer Blindenwerkstatt das Sesselflechten, eine Fertigkeit, die sie mit Geschick und Freude ausübt – bis der Betrieb nach einem halben Jahr Konkurs macht.

Immer wieder versucht Trudi Mosimann mit Gelegenheitsarbeiten verschiedenster Art (Haushalt oder was sich irgendwie anbietet) selbständig zu leben, oft in

grösster Armut, aber tapfer ihren Weg gehend. Ebenso oft wird sie ausgenützt – so lange, bis sie gelernt hat, auf ihre eigenen Bedürfnisse zu achten und sich für ihre Rechte zu wehren.

Die Sehkraft nimmt kontinuierlich ab, und als auch das Lesen mit der Lupe zu mühsam geworden ist, erschliesst sich ihr durch die Hörbücher der Blindenhörbücherei eine Welt: Romane, Radiohörspiele, Weltliteratur, Sach- und auch Jugendbücher – es ist ein grosser Nachholbedarf, und Trudi kann nicht genug bekommen. Noch heute «liest» sie regelmässig und ist auch immer informiert über das Tages- und Weltgeschehen.

Grosse Hoffnungen weckt schliesslich die 1959 beschlossene Invalidenversicherung, aber ein erstes Rentengesuch wird abgelehnt. Auf ein Wiedereingliederungsgesuch hin gibt es für eine Weile Arbeit bei Lindt & Sprüngli, doch erst, als in einem zweiten IV-Gesuch auch Angina pectoris ausgewiesen wird, erhält Trudi Mosimann 1963 eine Rente bewilligt; als ihr dann später auch eine AHV-Ergänzungsleistung zugesprochen wird, darf sie aufatmen, hat doch der tägliche Kampf ums Überleben – und das war es wirklich all die Jahre – ein Ende: *«Mit 67 Jahren ist zum ersten Mal in meinem Leben meine Existenz gesichert, und ich muss mir keine Sorgen mehr um meinen täglichen Bedarf machen»* (S. 257).

Biographie oder Autobiographie? Sowohl als auch, und noch dazu ein faszinierendes Kapitel Schweizer Sozialgeschichte, das beinahe unser ganzes Jahrhundert umfasst. Ein aussergewöhnliches Schicksal ist hier packend geschildert. In Dorothee Degen hat Trudi Mosimann eine feinfühlige und versierte Biographin gefunden. Konsequenterweise erscheint das Buch gleichzeitig auch als Hörkassette (ausleihbar bei der Schweizerischen Bibliothek für Blinde und Sehbehinderte in Zürich).

Ich widme diese Besprechung Trudi Mosimann, der tapferen und humorvollen Frau mit dem weiten Geist und dem heiteren Gemüt, und ihrer Biographin Dorothee Degen, welche so gut den Ton getroffen hat und Trudis Persönlichkeit so faszinierend nachzuzeichnen wusste.

Heidi Seger, Zürich

Dehmel, Gisela: **Die Arzneimittel in der Physikotheologie**. Mit einem Geleitwort von Fritz Krafft. Münster, Lit. Verl., 1996. 218 S. Ill. (Physikotheologie im historischen Kontext, 5). DM 48.80. ISBN 3-8258-2944-8.

Medizin und Religion, Religion und Naturwissenschaft: unerschöpfliche Themen, heute so aktuell wie eh und je. Dazu erreicht uns ein Beitrag von pharmaziehistorischer Seite. Die Physikotheologie war eine Erscheinung der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die zwar im Christentum schon lange vorbereitet war, die damals aber weitgehend dem protestantischen Pietismus entstammte. Die Physikotheologen sahen Allmacht, Weisheit und Güte Gottes vor allem in den Wundern der Natur. Das Buch der Natur, der «*liber naturae*» stand, oft gleichberechtigt, neben dem Buch der Offenbarung, dem «*liber scripturae*». Zwar gaben die Theologen und ihre (meist nichtärztlichen) Mitarbeiter in der Physikotheologie den Ton an, doch Medizin und Pharmazie waren in ihrem Denken allgegenwärtig. Als Beleg dafür muss hier der Hinweis auf die berühmte Apotheke des Halleschen Waisenhauses von A. W. Francke (1663–1727) genügen. Friedrich Hoffmann (1660–1742), mit G. E. Stahl einer der

grössten Mediziner des pietistischen Halle, wusste seine mechanistischen Ansichten mit der Überzeugung von Gottes allgewaltigem Schöpfungswerk zu verbinden. Die Physikotheologen huldigten einer (heute recht naiv erscheinenden) anthropozentrischen Theologie: Gottes Schöpfung war gänzlich auf den Menschen und seine Bedürfnisse ausgerichtet. Gab es so viele «Theologien», so etwa eine Astro-, Pyro-, Hydro- und gar eine Insekten-Theologie, so bewiesen die Insekten nicht nur in ihrem wunderbaren Bau Gottes Hand, sondern sie zeigten die Güte Gottes auch darin, dass sie sich zu Arzneien verarbeiten liessen. Hiob in der Asche war nicht nur ein Bild christlicher Reue, die Asche heilte auch die kranke Haut. In den Umkreis der Physikotheologie gehörten, neben vielen anderen, auch der Philosoph Christian Wolff und der Dichter B. H. Brockes, der Arzneien in schönen Strophen zu besingen wusste. Gerne hätte man hier auch erfahren, wie sich etwa Zinzendorf und sein Kreis zur Physikotheologie stellte, und auch wie sich die heutige Pharmazie zu den über 300 Drogen verhält. – Das Hauptanliegen der Verfasserin liegt im Nachweis, dass Arzneimittel in der Physikotheologie wichtig waren, obwohl dies bestritten worden war. Der Medizinhistoriker wird ihr aber vor allem für die wohl dokumentierte Darstellung einer eigenartigen Periode der Geschichte dankbar sein, die in ihrem Bestreben, Theologie und Medizin zu verbinden, gerade heute Beachtung verdient.

Hans H. Walser, Zürich

Duffin, Jacalyn: **To see with a better eye. A life of R. T. H. Laennec.** Princeton NJ, Princeton Univ. Press, 1998. XVII, 453 p. Ill., portr. \$ 49.50; £ 35.–. ISBN 0-691-03708-6.

Les biographies consacrées à Laennec ne sont pas rares. Dès l'année même de sa mort, en 1826, une première notice avait été rédigée par l'ami de toujours, Jacques-Alexandre de Kergaradec. Bien plus tard, apparaissent l'ouvrage de Saintignon (1904) et les deux volumes de Roux (1912 et 1920), qui sont devenus des classiques. Il faut y ajouter encore une bonne demi-douzaine de titres publiés plus récemment et ne pas omettre de citer ici le volume «Laennec 1781–1826», contenant les Actes du Colloque organisé au Collège de France en 1981.

Le livre paru cette année est dû à Jacalyn Duffin, dont les remarquables et patientes recherches lui ont permis de réunir une documentation exceptionnelle, d'interroger de nombreux historiens et chercheurs, mais aussi d'approcher des descendants de Laennec et de collationner ainsi de nombreux documents inédits. Si cet ouvrage est intitulé «To See with a Better Eye» – paraphrase d'une citation de Corvisart – c'est pour souligner combien le stéthoscope a modifié en médecine une certaine vision des choses, rendant possible pour la première fois un regard permettant de «voir» des lésions organiques à l'intérieur du corps vivant.

L'ouvrage est divisé en trois grandes parties. La première est centrée sur l'enfance et la formation de Laennec et sur l'évocation de la tourmente révolutionnaire dans laquelle se déroule toute cette période de sa vie. Puis, ce sont les études à Paris, les recherches cliniques et physiologiques à l'hôpital Necker et à La Charité, ainsi que les contributions à l'édification de cette nouvelle discipline qu'est l'anatomie pathologique. La deuxième partie traite successivement de «La découverte», dont la genèse est réétudiée – pour bien faire la part de la légende et de la réalité – puis du traité «De l'auscultation médiate», avec l'étude du poumon, puis du cœur, ainsi que des implications

sur le raisonnement clinique qui en découlent. La troisième partie, enfin, s'attache à analyser l'impact et les conséquences qu'eut la découverte de l'auscultation médiate sur le diagnostic pratique et sur les divers concepts de maladie, ainsi que la fameuse controverse avec Broussais. On y relate également dans le détail la vie de Laennec à Paris, comme professeur de clinique et comme professeur au Collège de France.

Ce très beau volume, soigneusement illustré, réunit la somme de toutes les données actuelles sur le sujet, et il est complété par plusieurs annexes, dont une notice détaillée sur les sources des documents scientifiques – conservés principalement à Nantes et à Paris – et sur la correspondance privée. Il est d'une érudition sans faille mais se lit cependant très agréablement et il constitue désormais un apport irremplaçable pour la connaissance de la vie et de l'œuvre de Laennec.

Roger Mayer, Genève

Eckart, Wolfgang U.: **Geschichte der Medizin**. 3., überarb. Aufl. Berlin etc., Springer, 1998. XII, 427 S. Ill. DM 36.-; SFr. 33.50. ISBN 3-540-63756-7.

Als 1990 die «Geschichte der Medizin» von Wolfgang Eckart erstmals erschien, wurde das Büchlein als handliches, klar strukturiertes Übersichtswerk geschätzt (vgl. GESNERUS 48 [1991], S. 108). 1994 lag die zweite, überarbeitete Auflage und 1998 nun bereits diese dritte vor.

Die chronologische Gliederung («Von der Paläomedizin zu magisch-animistischen Heilkonzepten» bis zu «Umriss einer Medizin des 20. Jahrhunderts») wurde beibehalten – sie hat sich ja auch bewährt. Kosmetische Korrekturen im Layout jeder Auflage versuchen, den Text noch fassbarer und klarer zu gliedern und zu gestalten. Nach wie vor nützlich sind die Hervorhebung wichtiger Begriffe, Ideen oder Namen und die zusammenfassenden Definitionen von Fachausdrücken, Entwicklungen oder medizinischen Lehren. Der den früheren Ausgaben beigegebene Anhang mit «Tabellen zum 19. und 20. Jahrhundert» (bedeutende Erstbeschreibungen aus verschiedenen Gebieten) ist in dieser 3. Auflage nicht mehr vorhanden, was vielleicht mancher Student, der diese Zusammenstellungen geschätzt hatte, wohl bedauern wird.

Mit diesem preisgünstigen Band kann sich der interessierte Leser rasch einen guten Überblick verschaffen und sich in die allgemeine Medizingeschichte einlesen. Ein ausführliches Literaturverzeichnis sowie das Namen- und Sachregister helfen ihm dabei. «Anschaulich, lebendig und kompakt» – dieser Werbeslogan des Verlegers trifft für einmal ins Schwarze.

Heidi Seger, Zürich

The emergence of modern physics. Proceedings of a Conference commemorating a century of physics, Berlin 22–24 March 1995. Ed. by Dieter Hoffmann, Fabio Bevilacqua, Roger H. Stuewer. Pavia, La Goliardica Pavese, 1996. 529 p. Ill. (Università degli Studi di Pavia, Collana di Storia della Scienza). Lit. 35 000. ISBN 88-7830-246-5.

Auf der Jahrestagung der Deutschen Physikalischen Gesellschaft (DPG) im März 1995 veranstalteten der Fachausschuss «Geschichte der Physik» der DPG, die History

of Physics Group der European Physical Society und die Commission on the History of Modern Physics der IUHPS/DHS zwei Symposien zur Entstehung der modernen Physik und zur Geschichte der DPG, die in jenem Jahr ihr 150jähriges Jubiläum feierte. Die meisten der dort gehaltenen Vorträge werden in diesem Band veröffentlicht. Das Themenspektrum ist sehr breit. In 18 Beiträgen geht es um die vier Entdeckungen, die zum Zeitpunkt der Tagung fast genau 100 Jahre zurücklagen (Radioaktivität, Röntgenstrahlen, Zeeman-Effekt und Elektron); die anderen Themen lauten «Relativity», «Physics and Technology» und «Other Fields». In einigen Vorträgen wird das Tagungsthema unter allgemeinen und übergreifenden Gesichtspunkten behandelt; andere sind eher von regionaler Bedeutung («Early X-Rays in Finland»). Die Herausgeber haben die in Deutsch oder in einem z.T. schaurigen Englisch verfassten Manuskripte, für deren Gestaltung es offenbar keine verbindlichen Richtlinien gab, so abgedruckt, wie sie von den Autoren abgeliefert wurden, einschliesslich aller Fehler und typographischen Pannen. Es gibt kein Personen- oder Sachregister. Für Bibliotheken, die Beiträge zu Sammelbänden bibliographisch erfassen, ist das Inhaltsverzeichnis eine arge Zumutung. Nur bei neun der 43 Beiträge stimmt der dort genannte Titel mit der Überschrift im Text überein, bei weiteren acht betreffen die Abweichungen nur die Gross- und Kleinschreibung der Anfangsbuchstaben. Von den übrigen Titeln gibt es zwei Versionen, die oft wenig miteinander zu tun haben. So erscheint Richard H. Beylers Beitrag «The concept of specialisation in debates on the role of science in post-war Germany: A preliminary analysis» im Inhaltsverzeichnis mit falscher Seitenangabe als “«Der Kulturträger» and «Das Teamwork» within the Development of Modern Physics in Germany”. Die englisch verfassten Beiträge von Kai Handel und Walter Kaiser stehen im Inhaltsverzeichnis mit einem frei übersetzten oder verkürzten deutschen Titel; aus «Electron Gas Theory And Its Application In Technology» (Kaiser) wird «Zur Elektronengastheorie der Metalle». Dafür erhält der deutsch geschriebene Beitrag von Gudrun Wolf Schmidt im Inhaltsverzeichnis neben einer falschen Seitenzahl einen englischen Titel.

Andreas Kleinert, Halle

Enz, Charles P.; Glaus, Beat; Oberkofler, Gerhard (Hrsg.): **Wolfgang Pauli und sein Wirken an der ETH Zürich**. Aus den Dienstakten der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Zürich, vdf, 1997. XI, 463 S. Portr. SFr. 98.-; DM 119.80. ISBN 3-7281-2317-X.

Der Band enthält 658 Dokumente, die das Wirken von Wolfgang Pauli an der ETH Zürich vom 1. April 1928 bis zu seinem Tod im Dezember 1958 betreffen. Die durch Einleitungen, 347 Fussnoten, verschiedene Anhänge und ein Personenregister (mit Lebensdaten und biographischen Angaben) vorbildlich erschlossenen Texte vermitteln ein anschauliches Bild von dem Facettenreichtum der bürokratischen Pflichten eines Hochschullehrers. Die Besetzung von Assistentenstellen, Beratungen von Berufskommissionen, Anträge auf Mittel zur Finanzierung von Projekten, Urlaubsgesuche, Einladungen von Gastprofessoren, Gutachten – das sind nur einige Beispiele für die administrativen Aufgaben, die der theoretische Physiker neben seiner Tätigkeit als akademischer Lehrer und herausragender Forscher gewissenhaft erfüllt hat.

Eine Besonderheit sind die Schriftstücke, die mit dem Zweiten Weltkrieg, dem Nationalsozialismus und der Schweizer Einbürgerungspraxis zusammenhängen. Ein im Januar 1940 eingereichtes Gesuch auf Einbürgerung wurde mit der Begründung abgelehnt, Pauli sei «ein nicht assimilierbarer Ostjude». Tief gekränkt liess sich Pauli, der als Österreicher 1938 gegen seinen Willen Deutscher geworden war und für den Fall einer Besetzung der Schweiz durch deutsche Truppen um seine Sicherheit fürchtete, daraufhin für das WS 1940/41 beurlauben, um eine Gastprofessur in Princeton zu übernehmen. Dieser Urlaub musste wegen des Krieges immer wieder verlängert werden, da Pauli die USA als «feindlicher Ausländer» ohne gültige Reisedokumente nicht verlassen konnte. Das führte zu einer erheblichen Verstimmung zwischen Pauli und der ETH: Diese versuchte, ihn zum vorzeitigen Ausscheiden aus seinem Vertrag zu bewegen, um die Stelle neu besetzen zu können, während Pauli an seinen Rechten festhielt und die missliche Situation auf die Ablehnung seines Einbürgerungsgesuchs zurückführte. Als er 1945 seine Lehrtätigkeit an der ETH wieder aufnehmen wollte, versuchte der Schulrat, das zu verhindern, obwohl Pauli jetzt wieder Anspruch auf sein Gehalt hatte. Schulratspräsident Rohn musste sich daraufhin von Bundesrat Etter in einem Kabinettsstück französischer Behördenprosa zurechtweisen lassen, es sei «choquant de payer quelqu'un, en l'empêchant, contre sa volonté, de fournir le travail pour lequel il reçoit ce traitement». Als Pauli, inzwischen Nobelpreisträger, im April 1946 wieder in Zürich eintraf, waren beide Seiten an einer Versöhnung interessiert, und seine Amtszeit wurde erneut um zehn Jahre verlängert. Nur die Fremdenpolizei machte weiterhin Schwierigkeiten: Noch im Oktober 1946 besass Pauli, der bereits seit einem Semester wieder an der ETH unterrichtete, keine Aufenthaltsbewilligung. Erst im November 1948, über 20 Jahre nach seiner Berufung, erhielt er das Schweizer Bürgerrecht.

Andreas Kleinert, Halle

Erinnern und Behalten. Wege zur Erforschung des menschlichen Gedächtnisses.

Hrsg. von Gerd Lüer und Uta Lass. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1997. VI, 378 S. Ill. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Mathematisch-Physikalische Klasse, 3. Folge, Nr. 47). DM 128.–; SFr. 114.–. ISBN 3-525-82124-7.

Konzept und Inhalt dieses Buches entstammen dem Symposium «Gedächtnispsychologische Forschung», das im Frühjahr 1996 in Göttingen stattfand. Vertreter sehr unterschiedlicher Forschungsrichtungen und – trotz Titel des gemeinsamen Buches – unterschiedlicher Forschungsinhalte trafen sich zum Gespräch über das Gedächtnis und stellten ihre Standpunkte, Anregungen und Forschungsergebnisse zu diesem Thema in dem vorliegenden Band dar. Die Beiträge sind geordnet nach den Forschungsrichtungen Psychobiologie, Neuropsychologie, kognitive Psychologie (Informationsverarbeitung) und ökologische Psychologie. Eingeleitet wird das Buch mit einem Artikel über die Evolution geistiger Prozesse und abgeschlossen mit einem Artikel zum Gedenken an einen Pionier der gedächtnispsychologischen Forschung, Georg Elias Müller aus Göttingen. Ein Ziel dieses Buches – so G. Lüer und U. Lass in der Einleitung – ist, das «Aufeinanderzugehen der genannten unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen zu fördern», indem zunächst die Erkenntnisse jeder Dis-

ziplin zum Thema Gedächtnis ausgetauscht werden. Die nachfolgenden Kapitel zeugen dann von der Notwendigkeit einer solchen Horizonterweiterung, weil sie illustrieren, wie strikt die Trennungsstriche zwischen den erwähnten Disziplinen im deutschsprachigen Gebiet 1997 noch immer sind, während Interdisziplinarität in der angloamerikanischen Forschung längst gelehrt und praktiziert wird.

Die einzelnen Kapitel sind heterogen konzipiert. Einige Autoren behandeln einen Inhalt grossflächig und übersichtsartig, andere peilen eine spezifische Fragestellung in ihrem Fachgebiet an und beschreiben dazu das passende Experiment. Dementsprechend unterschiedlich sind Sprache und Stil der einzelnen Kapitel, rangieren von allgemein verständlich, «süffig», humorvoll (Dörner!) bis zu sehr fachspezifischem Jargon (Krause). Einige Kapitel eröffnen dem Leser einen guten Überblick zum aktuellen Stand in einem Forschungsbereich zum Gedächtnis (z.B. Klix; Martinez & Barea-Rodriguez; Rösler; Kluwe; Graumann), andere behandeln eine interessante Frage im Zusammenhang mit dem Thema Gedächtnis (Dörner; Foppa & Herrmann; Herrmann), wieder andere Kapitel beinhalten einen experimentellen Bericht ähnlich experimentellen Beiträgen in einer Fachzeitschrift (Stiedl, Radulovic & Spiess; Lass; von Cranach, Bangerter & Arn; Krause), und bei wieder anderen ist der Zusammenhang des behandelten Themas mit Gedächtnis nur am Rande gegeben (Kornadt & Trommsdorff; Grossmann). Während Vertreter der psychobiologischen, neuropsychologischen und kognitionspsychologischen Ansätze die allgemeinen Funktionsprinzipien der verschiedenen Arten von Gedächtnis behandeln, interessieren sich die Vertreter der ökologischen Psychologie für die Determinanten und Variabilität/Validität von Gedächtnisinhalten sowie für das soziale oder kollektive Gedächtnis und die Interaktion von Individuen mit externen Speichern. Das Buch ist eher für Fachleute bestimmt und gibt einen guten Einblick in die Forschungsmethoden und -fragestellungen der aktuellen Gedächtnisforschung.

Katharina Henke, Zürich

Estes, J. Worth: **Naval surgeon. Life and death at sea in the age of sail.** Canton, Mass., Science History Publications, 1998. XII, 266 p. Ill. \$ 39.95. ISBN 0-88135-194-6.

This book is based on its author's serendipitous discovery and exploitation of medical records written on board U.S. Frigate *New York* in 1802/03. The author of these medical records, Pierre St. Medard, was trained as a surgeon for the French merchant marine in the *ancien régime*, participated in voyages for the slave trade, became a British prisoner in New York and subsequently a citizen of the new-born United States. He then joined war at sea in the "quasi war" against France and the war against the Barbary States of North Africa (the two forgotten wars). The latter campaign resulted for Peter St. Medard in a Mediterranean cruise of 16 months as ship surgeon on board *New York*. His clinical notes, journals, and letters of this cruise are the centerpiece of Estes' book. These documents allow a reconstruction of daily life at sea and, since the ship was not involved in battles, even of everyday medicine, in addition to naval occupational medicine and naval epidemiology. St. Medard made good use of his full control of the patients confined on a ship; his case histories contain name, rank, diagnosis, time-courses of illness and recovery, time of removal from sick bay or of death, as well as prescriptions and other treatments. His records pro-

vide a unique opportunity to study the effect of day-to-day medical practice and even the natural history of major diseases since, according to Estes, the remedies used cannot have contributed therapeutically to recovery. The author reminds us that diagnoses at St. Medard's time differed from ours, for they were based on symptoms rather than etiology. The major medical problems were catarrhs, diarrhea, dysentery, VDs, wounds from duels and explosions, and, the greatest scourge: scurvy. Therapy was directed against physiological imbalances, and the drugs used were not specific like many of ours, but still logically used within the framework of humoral, solidist, or "chemical" disease theory. In the final chapter Estes gives us an in-depth analysis of St. Medard's data which are re-arranged in 13 tables. This allows for the reconstruction of treatments of various disorders with the most commonly prescribed drugs and serves as a basis for the evaluation of efficacy. Thus, "the efficacy of ineffective drugs" is the result of, subjectively, the rational use of drugs within an accepted pathophysiological system and, objectively, the *vis medicatrix naturae*. This is in contrast with the crude but true healing methods in surgery.

In conclusion: Another fine book by Estes, informative and thought-provoking, complete with lists of St. Medard's drugs and surgical equipment, health records of the crew, graphs, maps, and an index.

Marcel H. Bickel, Bern

Ferrari, Giovanna: **L'esperienza del Passato. Alessandro Benedetti, filologo e medico umanista.** Firenze, Olschki, 1996. 360 p. Ill. (Biblioteca di «Nuncius», 22). Lit. 69 000. ISBN 88-222-4465-6.

Alessandro Benedetti was classified amongst Renaissance polygraphists, a rather disappointing author for the history of science, best remembered for the take-down anatomy theatre he invented. However, Giovanna Ferrari's book offers a careful reconsideration of this character. Through selected topic, she stresses the reciprocal, subtle (and so far neglected) relationship between Benedetti's anatomical work and his physiological achievements. In his case, the dichotomy setting humanists and scholars, orators and scientists in opposition (a disciplinary division alien to those concerned) is – Ferrari emphasizes – confuted by the fact that both Benedetti's careful philological work and his approach to the corpse disclose his links with tradition and practice at the same time and in the same way.

In contrast to the obsolete opposition between internalistic and externalistic history, Benedetti's life and works are now presented as an "unstable mixture" of overlapping individuals and milieus. The evident limits of the chosen time span (micro-history: 1490–1510 ca) are actually transfigured. The author's thorough commitment lends historical substance to this period, demolishing its traditional definition as "pre-Vesalian", and unmasking positivistic prejudices within this definition. Ferrari entwines the biographical reconstruction (on the basis of her vast knowledge of Benedetti's work, correspondence, documents and manuscripts) with the "anatomy of a book", i. e. the vicissitudes of Benedetti's anatomical treatise. This is a good example both of the Renaissance renewal of anatomy and of the retrieval of Latin doctrine and speech after Medieval Arab "havoc". The author highlights Benedetti's classic sources but, even more, his ambition to keep together both the cult and the desertion

of antiquity, his creation of an interlanguage being an original mixture of Latin and Greek terms, a fully Latinized medical lexicon absorbing Greek terminology and inserting it “by authority” into the Latin vocabulary.

Under the form of the humanistic treatise, Ferrari unveils a passionate defence of freedom in research and a truly practical guide to dissection. It is the surgeon (who ignores causes) who is subordinate, not anatomy, and Benedetti claims for himself both the role of the author, who instructs verbally, and of the active anatomist. His prose – as Ferrari’s analysis reveals – aspires to verbally reproduce direct observation and goes so far as to exclude pictures and plates, because words, if used appropriately, are more ductile and of the greatest effectiveness in communication: writing simulates reality. The suggestion of truth, typical of rhetoric, therefore passes from the *bonae literae* to science. The *Anatomice* – Ferrari claims – is indeed a “spoken” text, set in a “crowded” context, more than a book to read in seclusion. It did in fact have a strong oratorical trait and, in particular, it fell within the genre of the XV century orations on human dignity. As the author rightly points out, it builds a “moral” reading of anatomy upon the beauty of the body (which was anything but self-evident).

With her reference to Benedetti’s experience as an editor of Pliny’s encyclopaedia, Ferrari examines the philological and technical aspects of Benedetti’s edition, although it is elsewhere that she very acutely pinpoints its peculiarity. It is actually a “sincerely conservative” philology, but it is also, and for the first time, specifically competent in Pliny’s science. The author ascertains just how far classical study and literary knowledge influenced epistemology. She concludes that it was precisely the use of classical Latin which induced scholars to develop better observational skills, to seize perceptive differences to which the vernaculars were less sensitive. The new language, made up of a denotative glossary, simulated reality and seemed perfectly fitted for the new institution: the anatomy theatre. This, in fact, acquainted most people with the corpus of shared knowledge; it was the theoretical and practical route out of the Aristotelian tradition. It also required studied ‘performance’ manners, and so it ensured the reliability of personal experience in a very modern way.

The controversies in which Benedetti was involved as both a physician and a philologist are very clearly identified: the debate with Fuchs and, even more, with Leonicensus, about the theoretical and methodological structure of medicine and science, which went far beyond the authors’ choices of field between Latin and Greek antiquity. Ferrari’s judgement of Benedetti’s learning as a collection of elements resistant to any banal, mechanical unification is very well-argued. Benedetti’s work is actually a complex programme combining a literary strategy with the construction of a physical space (the anatomy theatre), a public (the witnesses’ community) and an ideology (“moral anatomy”). Ferrari’s book looks at the whole of the best historical knowledge, and it is generally well-balanced in its ambitious aim: that is, to produce a synthesis of the history of science and philology. However, in the latter field, she does, at times, include a disproportionate amount of ‘technical’ data and erudition (albeit ‘intelligent’ erudition) as compared with historical analysis and critical reconstruction.

Maria Teresa Monti, Milano

Finzsch, Norbert; Jütte, Robert (eds.): **Institutions of confinement. Hospitals, asylums, and prisons in Western Europe and North America 1500–1950.** Cambridge, Cambridge University Press, German Historical Institute, 1996. VIII, 369 p. £ 50.–; \$ 74.95. ISBN 0-521-56070-5.

Die achtzehn Beiträge dieses interdisziplinären Sammelbandes sind – mit einer Ausnahme – überarbeitete Papers einer 1992 in Washington gehaltenen Konferenz: «The Prerogatives of Confinement: Social, Cultural, Political, and Administrative Aspects of the History of Hospitals, Carceral and Penal Institutions in Western Europe and North America.» Der inhaltliche Bogen des Sammelbandes ist weit gespannt und enthält Beiträge von Sozial- und Medizinhistorikern sowie von Sozialwissenschaftlern und Kriminologen. Nach einführenden Artikeln von *Finzsch*, der die Theorien von Elias, Foucault und Österreich in ihrem Bezug zu ‘Confinement’ vorstellt, und *Spierenburg*, der einen Überblick über vier Jahrhunderte der Gefängnisgeschichte gibt, ist das Buch in zwei Teile geteilt. Während es im ersten Abschnitt um Spitäler und Asyle geht, widmet sich der zweite Teil Gefängnissen.

Wegleitend in beiden Buchabschnitten ist die Frage, ob ‘Confinement’ im Sinne Foucaults als ‘Geburt’ oder vielmehr als ‘Schwangerschaft’ – um bei der Terminologie zu bleiben – zu sehen ist. Sollen Ausgrenzung und Internierung als ein mit der Aufklärung und Französischen Revolution einsetzender Prozess begriffen werden oder als eine Entwicklung der ‘longue durée’, die schon im 16. Jahrhundert beginnt? Beide Blickwinkel werden berücksichtigt. So verdeutlicht zum Beispiel *Jüttes* Beitrag im ersten Teil (Syphilis and Confinement: Hospitals in Early Modern Germany) die ‘longue durée’ der Spitäler in Deutschland, zeigt aber gleichzeitig, dass es nicht darum geht, sich für einen langen Prozess oder für Foucaults Geburtmetapher zu entscheiden, da die Entwicklung weder als linear noch als kohärent gesehen werden darf. Die acht Aufsätze des ersten Teiles decken sowohl räumlich – Frankreich, Deutschland und Nordamerika – als auch in den behandelten Institutionen zur Verwahrung – Syphilisverwahranstalt, Spitäler, Waisenhäuser, Irrenhäuser, eine pietistische Frankesche Stiftung – ein breites Spektrum ab.

Die zweite Hälfte des Buches beginnt mit einem Kapitel von *Dinges* zu Foucault und dessen Rezeption in Deutschland, die, gemessen am amerikanischen und angelsächsischen Forschungsumfeld, gering ist.

Die Annahme der Geschichte der Internierung als ein sich kontinuierlich entwickelnder Prozess wird in Frage gestellt. Ein wichtiger Themenkreis der zehn Aufsätze des zweiten Teils sind die Gefängnisreform im 19. Jahrhundert, die Änderungen, denen das Strafsystem als Ganzes unterworfen war, und die Wandlung der einzelnen Institutionen.

Das besprochene Buch bietet einen weiten Blick, vergleicht Gegenden, geht jedoch weniger auf Länderbesonderheiten ein.

Roter Faden des Sammelbandes sind die Theorien von Foucault, Elias und Weber. Vor allem auf Foucault wird immer wieder Bezug genommen, Abgrenzung und Distanzierung von seiner Theorie gefordert und nach weiterführenden Ansätzen gesucht. Die achtzehn Beiträge tragen den Forschungsstand in der Geschichte der Verwahranstalten und Gefängnisse gut zusammen. Die Breite und die Verschiedenheit der Aufsätze ermöglicht zwar keine Vertiefung einzelner Aspekte, zeigt aber auf, wie stark einzelne Phänomene zusammenhängen und dass letztlich jeder Einzelfall für sich allein untersucht werden muss.

Aline Steinbrecher, Zürich

Fischer, Roman: **Die Trepanations-Metapher. Über den literarischen Umgang mit einem medizinischen Thema.** Basel, Karger, 1997. VIII, 80 S. Ill. SFr. 34.–; DM 41.–. ISBN 3-8055-6493-7.

Der in den vergangenen Jahren reichlich erschienenen Literatur zum Thema prähistorische Schädelöffnungen fügt Roman Fischer ein Bändchen hinzu, das einen besonders vielversprechenden Titel trägt: «Die Trepanations-Metapher». Selten allerdings – so möchte der Rezensent, selbst Nervenarzt und Medizinhistoriker, gleich zu Anfang betonen – hat er sich bei der Beurteilung einer Neuerscheinung so schwergetan. Liegt es daran, dass der Autor – angeleitet von der Wahrnehmungskunst des Dichters Durs Grünbein – einen Vorstoss ins «Niemandland zwischen Medizin und Poetik» ankündigt, einen Blick auf den «Zwischenbereich von Nekrophilie und Neurologie» wagt, die «Interaktion von Physiologie und lyrischer Intuition» auszuloten versucht?

Der Untertitel des Werkes lautet: «Über den literarischen Umgang mit einem medizinischen Thema». In seiner Einleitung formuliert der Autor selbst zwei Ziele seiner Arbeit. Es «werden einerseits die medizinhistorischen Tatsachen dargestellt und andererseits wird auf die literarische Interpretation dieses medizinischen Themas Wert gelegt» (S. 3). Dieser doppelten Zielsetzung entsprechen zwei Hauptteile des Büchleins. Im ersten wird eine knappe, wesentliche Punkte beleuchtende Übersicht zum derzeitigen Forschungsstand gegeben, die einen Ausschnitt der aktuellen Sekundärliteratur resümiert. Trepanationen sind danach grundsätzlich weder als therapeutische Massnahme bei Schädel-Hirn-Traumen noch als Heilbehandlung bei intrakraniellen Prozessen aufzufassen. Seinen Standpunkt fasst der Autor wie folgt zusammen: «Wenn der Trepanation der Ruf nach Leben, nach Wiederbelebung zugrunde liegt beziehungsweise die Öffnung des Schädels dem Entweichen der Leben vernichtenden Dämonen diene, dann sind alle weiteren Sitten ... später hinzugekommene, zum Teil auch degenerierte Vereinseitigungen» (S. 33). Plausibel erscheint, wie von Fischer die Entwicklung des Totenkultes und der prähistorischen Kunst indirekt als Indikatoren der «Selbstbewusstwerdung» im Neolithikum interpretiert und mit den frühen Schädelöffnungen in Zusammenhang gebracht werden, welches Motiv auch immer letztlich zugrunde gelegen haben mag.

Der zweite, nochmals gut dreissig Seiten lange Abschnitt zur Trepanations-Thematik in der modernen Dichtkunst muss aus verschiedenen Gründen als enttäuschend betrachtet werden. Zunächst findet man statt einer «literarischen Auslegung der Trepanation», wie sie der Klappentext verspricht, eine wenig systematische und selten von Interpretationen des Autors unterbrochene Aneinanderreihung von Zitaten z.B. aus Werken von Hölderlin, Morgenstern, Benn, Rühmkorf und vor allem Grünbein, denen lediglich gemeinsam ist, dass sie um die Themen Gehirn, Ich, Selbstbewusstsein, Leib-Seele-Problem kreisen. Gerade eine «Auslegung» ist selten zu finden. Problematischer aus Sicht der Geschichtswissenschaft ist die unbewiesene Annahme des Autors, dass «unter Zuhilfenahme poetischer Literatur [der Moderne? d. R.] bestimmte medizinische Intentionen [des Neolithikums? d. R.] ... auf eine breitere Erklärungsgrundlage gestellt werden können» (S. 69). Die Dichtkunst mag grundsätzlich durchaus, wie der Autor anmerkt, «eine viel grössere Nähe zu vorationellen oder 'alogischen' Ansatzpunkten und Erklärungsmodellen in der Medizin» haben. Doch ist durchaus zu bezweifeln, ob in der Poesie z.B. eines Durs Grün-

bein auffindbare Metaphern und Motive – einen Zugang zu sich selbst finden, etwas ins Innere hineinlassen, dem eigenen Wesenskern zum Durchbruch verhelfen – retrospektiv dem Medizinhistoriker einen Erkenntniszuwachs über Verhaltensweisen im Neolithikum liefern. Insofern ist dem Autor energisch zu widersprechen, wenn er methodisch einen Unterschied zwischen «poetischer Intention einerseits und wissenschaftlichem Empirismus andererseits ... auf das Thema bezogen für irrelevant hält» (S. 21).

Diese Kritik mag bereits das Ziel des Autors missverstehen, geht es ihm doch lediglich um einen «Erfahrungssynkretismus». Wem aber, so ist doch zu fragen, nützt dieser Synkretismus? Der Medizingeschichte kaum. Vor allem aus diesem Grund ist der an sich hochinteressante Versuch, medizinische Prähistorie und moderne Poesie zu verknüpfen, aus der persönlichen (und sicher eingeschränkten) Sicht des Rezensenten als gescheitert anzusehen. Im Vergleich zum Grundproblem des Buches erscheinen dagegen kleinere editoriale Fehler als durchaus vernachlässigbar, etwa wenn eine Abbildung in einem Werk von 1535 in der Legende als «mittelalterlich» bezeichnet wird.

Axel Karenberg, Köln

Gros, Frédéric: **Création et folie. Une histoire du jugement psychiatrique.** Paris, Presses Universitaires de France, 1997. 217 p. (Coll. Perspectives Critiques). Ffr. 118.–. ISBN 2-13-048813-7.

C'est dans une approche historico-politique et non philosophique ou même sociologique que F. Gros déclare s'inscrire pour aborder le traditionnel thème du génie et de la folie. Porteur depuis longtemps de nombreuses interrogations, il s'agit là d'un sujet qui reste de ce fait très attrayant. L'auteur, philosophe et disciple de Michel Foucault, se propose ici de nous décrire la rencontre de la psychiatrie du XIX^{ème} siècle avec un art de la folie, et expose les discussions et controverses que peuvent susciter l'étude d'un tel domaine situé à la jonction du discours psychiatrique et artistique.

Dans la pratique médico-légale, aux dépens de toute appréciation esthétique, l'intérêt porté aux écrits et dessins déments apparaît dans un but diagnostic et d'expertise psychiatrique. Parallèlement, alors que des interrogations naissent autour de la thèse de la génialité morbide, il s'agit de comprendre et d'expliquer de manière scientifique l'amalgame folie-inspiration artistique. Pour ce faire, la littérature médico-critique de l'époque analyse tant la chute des écrivains célèbres dans la folie, que l'émergence de figures romanesques qui constituent des cas pouvant aisément rivaliser avec de véritables observations cliniques. Enfin, l'auteur nous fait découvrir les théories psychiatriques en vigueur à l'époque (lesquelles, à son avis, manqueraient d'une certaine tolérance) qui, au moyen des concepts d'hallucination et de dégénérescence, examinent les rapports entre art et folie pour en définitive les rendre parents. Toutefois, il faudra attendre la fin du XIX^{ème} siècle pour qu'un art de la folie obtienne une certaine reconnaissance. Les créations de ces fous-artistes sont alors associées à celles des primitifs ou des enfants.

Cet ouvrage, qui ne s'adresse pas à un public d'initiés, peut être l'occasion d'une première approche de ce champ d'étude. Son intérêt et originalité résident dans

l'important travail de recherche et d'archive fourni par F. Gros. Pour présenter cette vaste problématique, il privilégie la littérature aliéniste méconnue, celle de 1859 à 1907, sortant ainsi d'un quasi anonymat certains auteurs de thèses, pathographies et autres articles de revues scientifiques. La bibliographie à la fois étendue et ciblée pourrait cependant conduire à de plus larges investigations sous-tendues par d'autres perspectives. On peut regretter que, contrairement à ce qu'il annonce en préambule, la démarche de l'auteur n'inclut pas par exemple la résonance, l'impact des œuvres d'aliénés dans les cercles de l'art moderne ou encore la véritable connaissance psychiatrique que possèdent certains écrivains.

Isabelle Courbet, Lausanne

Hagner, Michael: **Homo cerebialis. Der Wandel vom Seelenorgan zum Gehirn.** Berlin, Berlin Verlag, 1997. 381 S. DM 48.-; SFr. 46.-. ISBN 3-8270-0248-6.

Die Faszination der Zerebralisierung des Menschen spiegelt sich in allen Bereichen der modernen Zivilisation unübersehbar wider. Für Michael Hagner (Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin) sind die wissenschaftshistorischen Voraussetzungen dieses Abschieds vom Seelenorgan und der damit einhergehenden «Biologisierung eines bisher den Philosophen vorbehaltenen Bereiches menschlicher Phänomene» (Lesky 1979, S. 20) Gegenstand einer umfangreichen Untersuchung, die «grössere Episoden aus der Geschichte des Lokalisationsgedankens in ihren spezifischen historischen Verflechtungen» (S. 14) nachzeichnen möchte. Das Buch stellt diese Lokalisierungsgeschichte geistiger Fähigkeiten im Gehirn als einen der «frühesten und wirksamsten Begriffe der Moderne zur Bestimmung des Menschen» (S. 292) vom 17. Jahrhundert bis zur experimentellen kortikalen Topographie Eduard Hitzigs und Gustav Fritschs und des sogenannten Berliner Sprachstreits am Ausgang des 20. Jahrhunderts ausführlich dar. Bereits Franz Joseph Galls zwei Jahrhunderte alte Illusion einer Organologie, die davon träumte, «auf empirischem Weg die gesamte menschliche Natur im Gehirn entschlüsseln zu können» (S. 106), verankerte die «Elementareinheiten des um 1800 gängigen bürgerlichen Verhaltensrepertoires» (S. 289) in einem umfassenden, zerebralen Determinismus. Dieser enorm wirkmächtige Meilenstein einer zerebralen Lokalisierung geistiger Fähigkeiten wurde bemerkenswerterweise im Verlauf der weiteren Forschung «in keiner Phase zu den Akten gelegt», wie Hagners Studie detailliert nachweist: «Während Gall abgelehnt wurde, war die cerebrale Verankerung von Kategorien wie Mann/Frau, Weisser/Nichtweisser oder geistig Gesunder/geistig Kranker weitgehend konsensfähig» (S. 290f.). Den Widerspruch gegen Galls derart konzipierte «nähere Menschenkenntnis» (Gall 1798) systematisiert Hagner in vier hauptsächlichen Gegenströmungen der Organologie, repräsentiert durch Samuel Thomas Soemmerring, Johann Christian Reil, Johann Daniel Metzger und Georg Friedrich Hildebrandt.

Michael Hagners Untersuchungsgegenstand stellt ein heikles wissenschaftshistorisches Terrain dar. Während Mediziner den weitreichenden philosophischen Implikationen der Neurowissenschaften kaum gewachsen sind, stehen Geisteswissenschaftler vor dem Problem, überhaupt zu begreifen, von welchen differenzierten Strukturen und physiologischen Zusammenhängen in der Hirnforschung die Rede ist. Hagners Untersuchung vereint eine beeindruckend extensive Kenntnis der zeit-

genössischen wissenschaftlichen Literatur und des naturwissenschaftlichen Briefwechsels mit einer philosophisch fundierten, akribischen Lesart der teilweise verworrenen Interpretationen physiologisch-experimenteller Forschung. Vielleicht wurde daher dem Buch bereits eine keineswegs leichte Lesbarkeit vorgeworfen und dabei geflissentlich übersehen, dass es sich hier am allerwenigsten um eine «Einführung in die Geschichte der Hirnforschung» (M. Klaus) handelt. Allerdings erfordert der hohe Synthesegrad dieser Darstellung die konzentrierte Aufmerksamkeit des Lesers.

Analysen der Motive und Methoden der einzelnen Hirnforscher präsentiert Hagners Studie vielfach im Vorübergehen, während sich der Gang der Untersuchung stets daran hält, «das Mäandern der Lokalisation zwischen verschiedenen Räumen» diverser Wissensbereiche (hier vor allem Klinik und Labor) und die zugehörigen, «geradezu entgegengesetzten Kulturen und Techniken der Wissensproduktion innerhalb der Medizin» (S. 22) herauszustellen. Einige Kapitel des Buches assimilieren so in sehr gewandter, stellenweise auch lakonischer sprachlicher Darstellung eine Fülle von argumentativen Aspekten, die zu bündeln dem weniger eingeweihten Leser nicht mehr überall gelingt. Es bleibt ein heikles Terrain. Es ist ein weites Feld. Und dennoch ist dieses Buch eine überzeugende, beeindruckend fundierte, gedankenscharfe wissenschaftshistorische Analyse der Zerebralisierung des Menschen. Somit ein Fehler dieser recht guten Schrift auch: «Der einzige Fehler, den die recht guten Schriften haben, ist der, dass sie gewöhnlich die Ursache von sehr vielen schlechten und mittelmässigen sind» (Lichtenberg, Sudelbuch K 184).

Stefan Grosche, Dresden

Hess, Volker (Hrsg.): **Normierung der Gesundheit. Messende Verfahren der Medizin als kulturelle Praktik um 1900.** Husum, Matthiesen, 1997. 226 S. Ill. (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 82). DM 69.–. ISBN 3-7868-4082-2.

Volker Hess hat in dem vorliegenden Sammelband und dem zugrundeliegenden Symposium des Wissenschaftshistorikertages 1996 ein für die moderne Medizin äusserst relevantes Thema aufgegriffen. Kategorien von Mass und Zahl, Normalität und Abweichung prägen die Medizin der Gegenwart. Die Frage, wie es dazu kam und welche Bedeutung diesen Kategorien in unterschiedlichen historischen Situationen beigemessen wurde, ist für die Medizingeschichte ein lohnendes und noch viel zu wenig bearbeitetes Thema. Praktiken des Messens werden in diesem Band als Teil der Kultur einer Gesellschaft in einer bestimmten Zeit betrachtet und analysiert. Dadurch ergeben sich zahlreiche Querverbindungen, durch die Entstehung und Wandlungen derartiger Praktiken sowie ihre Voraussetzungen und Folgen verständlich gemacht werden können. Das Thema verdeutlicht somit exemplarisch die Bandbreite der sich weiterentwickelnden Medizingeschichte, zumal in vielen Beiträgen die methodisch-theoretischen Ansätze neuerer Wissenschaftsgeschichtsschreibung aufgegriffen und weitergeführt werden. Was den Aufbau betrifft, ist jedem Beitrag ein kritischer Kommentar aus der Feder eines anderen Autors beigelegt, ein Konzept, das in diesem Band sehr gut aufgeht. Die klugen Kommentare korrigieren und

ergänzen die Beiträge in idealer Weise. Konkret wird nach der Einführung durch den Herausgeber zunächst die Herausbildung des Konzeptes eines Normalwerts in der medizinischen Diagnostik beschrieben (Johannes Büttner, Kommentar: Sybilla Nikolow). Dann geht es um die psychische Normalität in der Geschichte der Psychiatrie (Heinz-Peter Schmiedebach, Kom.: Eric J. Engstrom). Die folgenden Beiträge beschäftigen sich mit unterschiedlichen apparativen Verfahren, zunächst mit dem EKG (Cornelius Brock, Kom.: Jakob Tanner), dann mit der Fotografie zum Zwecke der Erforschung der Physiognomie devianter Personen (Mariacarla Gadebusch Bondio, Kom.: Volker Roelcke). Gunnar Stollberg geht der Frage nach, ob messende Verfahren die Lebenswelt der Patienten kolonisiert haben, und beantwortet sie negativ (Kom.: Eberhard Wolff). Der Beitrag von Michael Martin zeigt, wie das Messen Alltag und Realität im Lungen-sanatorium prägten bzw., wie im Kommentar von Jens Lachmund zu recht zugespitzt, sogar konstituierten. Abschliessend zeigt Volker Hess anhand des Fiebermessens als kulturelle Praktik der Verobjektivierung auf, welch grosses Erkenntnispotential für Sozial-, Kultur- und Wissenschaftsgeschichte dieses medizinhistorische Thema aufweist. Ein anregendes und empfehlenswertes Buch.

Thomas Schlich, Freiburg im Breisgau

Juch, Alice: **De medisch specialisten in de Nederlandse gezondheidszorg.** Hun manifestatie en consolidatie, 1890–1941. Rotterdam, Erasmus, 1997. 415 p. Ill. (Nieuwe Nederlandse bijdragen tot de geschiedenis der geneeskunde en der Natuurwetenschappen, 57; Pantaleon reeks, 29). Hfl. 69.50. ISBN 90-5235-121-X.

Die explosive Entwicklung der Medizin, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg, hat schon seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts zur Spezialisierung in unterschiedliche Disziplinen geführt. Das hat sich klar herausgestellt in der Zahl der Lehrstühle an den Universitäten. In den meisten Universitäten gab es um etwa 1850 vier bis fünf Lehrstühle für Medizin, 1940 hat sich die Zahl schon vergrössert auf zwölf und nach 1950 bis heute sich bis etwa vierzig oder fünfzig entwickelt.

Die Autorin hat diese Spezialisierung in den Niederlanden analysiert. Besonders für die Professionalisierung, die Anerkennung der Stellung der Spezialisten und ihre Beziehungen zu den Krankenhäusern werden besprochen. Auch die Krankenkassen und die Honorierung kommen zur Sprache. Die Autorin hat die politischen Bedingungen, die auch heute noch wichtig sind, und die ganze Fachorganisation ebenso studiert, auch die Entwicklung der sozialen Krankenversicherung.

Das Buch ist gründlich dokumentiert mit einer guten Berücksichtigung der originalen Quellen und Literatur. Es gibt viele Auskünfte über die Bildung und Zusammenstellung des Medizinalwesens in den Niederlanden, zum Beispiel die Beschreibung vom Aufgang der Spezialisierung und die Konsolidierung in der Gesundheitspflege. Das ist wichtig für die Sanitätsbehörden und auch für diejenigen, die sich für die Organisation der Gesundheitspflege interessieren.

Antonie M. Luyendijk-Elshout, Oegstgeest (NL)

Kanz, Kai Torsten: **Nationalismus und internationale Zusammenarbeit in den Naturwissenschaften.** Die deutsch-französischen Wissenschaftsbeziehungen zwischen Revolution und Restauration, 1789–1832. Mit einer Bibliographie der Übersetzungen naturwissenschaftlicher Werke. Stuttgart, Steiner, 1997. 352 S. (Boethius, 39). DM/SFr. 124.–. ISBN 3-515-07079-6.

Der vorliegende Band stellt die leicht überarbeitete Fassung einer Dissertation dar, die aus der Abteilung für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik des Historischen Instituts der Universität Stuttgart hervorgegangen ist. Seinem Thema, den Kontakten zwischen deutschen und französischen Naturforschern in den Jahrzehnten um 1800, hat sich der Autor mit einer überwiegend quantitativen Methodik genähert. In vier zentralen Kapiteln legt er durch die umfassende Analyse der Kommunikationsebenen Übersetzungen, Reisen, Briefwechsel und Akademiemitgliedschaften einen repräsentativen Querschnitt durch die deutsch-französischen Naturwissenschaftsbeziehungen. Die sprachlichen Voraussetzungen für die Aufnahme von Kontakten waren sehr unterschiedlich. Während fast alle deutschen Forscher das Französische aktiv und passiv gut beherrschten, galt das Umgekehrte nur im Ausnahmefall. Das Ungleichgewicht wurde auch nicht durch eine stärkere Übersetzungstätigkeit der Franzosen ausgeglichen. Vielmehr wurden fünfmal mehr Monographien vom Französischen ins Deutsche übersetzt als umgekehrt. Die Übersetzungen französischer Werke enthielten häufig Anmerkungen und Zusätze; sie stellen also bereits eine spezifische Rezeption der wissenschaftlichen Inhalte dar. Im Anhang hat der Autor die 400 identifizierten Übersetzungen bibliographisch aufgearbeitet. Das Bild asymmetrischer Beziehungen wird bestätigt durch die Analyse von 215 Naturforscherreisen, von denen nur 30 Richtung Osten über den Rhein führten. Die deutschen Gelehrten reisten überwiegend nach Paris, wo sie Kollegen trafen sowie naturhistorische Sammlungen und chemische Labors besuchten. Demgegenüber fällt die Bedeutung von Briefwechseln und Akademiemitgliedschaften für den Wissenstransfer erheblich ab. Die Korrespondenzen dienten eher sozialen Zwecken, und der Kontakt der Akademien zu ihren ausländischen Mitgliedern blieb oberflächlich. Ein eigenes Kapitel widmet der Autor der Frage, ob nationalistische Tendenzen den wissenschaftlichen Austausch behinderten. Nach Kanz gab es zwar Beispiele für solche Tendenzen, dennoch sei die internationale Zusammenarbeit trotz der Kriege ausserordentlich fruchtbar gewesen. Insgesamt liessen sich die intensiven Kontakte als typische Schüler-Lehrer-Beziehung charakterisieren. Frankreich als führende Forschungsnation habe eine grosse Anziehungskraft auf deutsche Forscher ausgeübt, sei jedoch umgekehrt zumindest teilweise der Gefahr erlegen, fremde Erkenntnisse zu ignorieren und sich so zu isolieren. Die vorliegende Arbeit besticht durch die sorgfältige Analyse der umfangreichen archivalischen und literarischen Quellen sowie die Überzeugungskraft der Ergebnisse.

Ralf Bröer, Moers (D)

Klee, Ernst: **Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer.** Frankfurt/Main, S. Fischer, 1997. 526 S. Ill. DM 58.-; SFr. 52.50. ISBN 3-10-039306-6.

Fünfzig Jahre nach der Beendigung der Nürnberger Ärzteprozesse legt der Journalist Ernst Klee seine umfangreiche Studie der nationalsozialistischen Medizin vor. Das Buch hat in den Medien eine starke Resonanz erfahren und bereits mehrere Neuauflagen erlebt. Der Autor erhielt nun für seine langjährigen Forschungen zur Medizin im Nationalsozialismus den Geschwister-Scholl-Preis. Ernst Klee beschreibt nüchtern und detailliert den Alltag der «Selektionsmedizin» und der sogenannten «verbrauchenden Forschung» in den Konzentrationslagern zwischen 1933 (dem offiziellen Beginn der Inhaftierungen in Dachau) und 1945. Mit grosser Akribie hat Klee die nationalen und internationalen Archive benutzt und kommt so auf ein Register von über 1000 Personen (darunter über 250 Ärzte), deren Karrieren im Nationalsozialismus ausführlich, nach 1945 in stichwortartigen biographischen Verweisen nachgezeichnet werden. Das Buch weist in bislang einmaliger Ausführlichkeit die Verstrickungen der akademischen Elite der deutschen Wissenschaft und der chemisch-pharmazeutischen Industrie mit den Intentionen nationalsozialistischer Rassenideologie nach.

Klees Sprache ist oft notizartig und knapp. Als wäre dies der Erschütterung des Lesers bei der Aufzählung der unsäglich menschenverachtenden Medizinversuche in den Konzentrationslagern angemessen, verwendet er oft unvollständige Sätze. Die wertvollen, ausführlichen Materialien des Buches werden meist tabellarisch präsentiert und gelegentlich lakonisch resümiert, für meine Begriffe in teilweise unangemessenen, saloppen Formulierungen (S. 20f.). Das ungeschmälerte Verdienst des Buches besteht darin, in bisher einmaliger Konsequenz und mit beeindruckender Sachkenntnis die Perversion des ärztlichen Ethos der NS-Medizin, das unendliche Leid der Opfer und die mustergültigen Karrieren der Täter offengelegt zu haben. Zugleich liefern die Untersuchungen Klees aber eine eindrucksvolle Widerlegung der im Vorwort geäusserten, simplifizierenden Auffassung, wonach sich die «Medizin während der Nazi-Zeit von der Medizin vorher und nachher nur in einem unterscheidet: Forscher dürfen alles, was sie wollen» (S. 9). Denn selbstverständlich gehört die Perversion ärztlicher Wertvorstellungen unverzichtbar zur Planung, Durchführung und Beaufsichtigung von qualvollen, verstümmelnden und tödlichen Menschenversuchen hinzu (wie es dazu kommen konnte, daran rührt nicht zuletzt Daniel Jonah Goldhagens Buch «Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust»).

Gewarnt werden muss jedoch vor der unkritischen Benutzung des vom Verlag im Klappentext des Buches herausgestellten Personenregisters der Veröffentlichung. Hier wird ein Material von sehr heterogener dokumentarischer Qualität recht sorglos versammelt: Ärzte, deren einziges nachweisbares «Vergehen» in der Teilnahme an einer wissenschaftlichen Konferenz (mag sein, auch aus unterlassenem Protest; doch das wäre individuell und genauer zu untersuchen) besteht, werden unterschiedslos neben den medizinischen Hauptverantwortlichen der Menschenversuche in den Konzentrationslagern aufgeführt. So besitzt dieses Register eine diskriminierende Brisanz, die journalistischen Appetit zu wecken vermag, die jedoch die langjährigen, verdienten Forschungen des Autors nicht im vorteilhaftesten Licht erscheinen lässt.

Noch immer geniessen in Deutschland einige der nachweislich verbrecherischen NS-Mediziner eine hohe Reputation. In Marburg hat inzwischen die Diskussion um die Umbenennung einer nach Richard Bieling, einem Verantwortlichen der Buchenwalder Fleckfieber-Versuche, benannten Strasse Aufsehen erregt. Auch in anderen Städten (z.B. Göttingen) werden sich die Stadträte rasch mit diesem längst überfälligen Thema befassen müssen.

Stefan Grosche, Dresden

Köchy, Kristian: **Ganzheit und Wissenschaft. Das historische Fallbeispiel der romantischen Naturforschung.** Würzburg, Königshausen & Neumann, 1997. III., 505 S. (Epistemata, Reihe Philosophie, 180/1997). DM 86.-; SFr. 78.20. ISBN 3-8260-1329-8.

«Ganzheitlichkeit» ist in den letzten Jahren zu einem regelrechten Modebegriff geworden, dessen zunehmender Gebrauch den konkreten Inhalt immer diffuser erscheinen liess. Insofern muss man dem promovierten Biologen Kristian Köchy dafür dankbar sein, dass er in einer weiteren, nunmehr philosophischen Dissertation in Form einer historischen Fallstudie zur Begriffsklärung beiträgt. Denn bereits die romantische Naturforschung war «ganzheitlich» orientiert, sie begnügte sich nicht damit, Einzeltatsachen festzustellen, sondern suchte nach einem allumfassenden Naturverständnis.

Am Beispiel der Organismen, die in einem besonderen Masse ganzheitliche Charakteristika repräsentieren, geht Köchy das Thema an. Zunächst erörtert er die Ganzheitsvorstellungen der heutigen Biologie (Systembegriff, Emergenz, Reduktionismus, Holismus), um ihnen das Organismuskonzept der Romantik gegenüberzustellen. In diesem identifiziert er insgesamt fünf massgebliche «Prinzipien», nämlich die Autonomie, die Ganzheit, die Individualität, die Prozessualität und die Repräsentation. Ein Ergebnis ist, dass sich mittels einer detaillierten Analyse des romantischen Organismuskonzeptes die gesamte Ganzheitsforderung der Romantik entschlüsseln lässt (S. 100). Ausführlich zeichnet er die Vielfalt der romantischen Positionen (Schelling; ferner Carus, Oken, Schubert, u.a.) nach, die partiell eine einheitliche Interpretation erlaubt.

Im anschliessenden und umfangreichen Kapitel «Ganzheit und Wissenschaft» stellt er die moderne Wissenschaftskonzeption derjenigen der Romantik gegenüber: Die bildungsorientierte Forschung der Romantiker ist durch eine rein herrschaftsorientierte moderne Naturforschung ersetzt worden; das Experiment, das für die Romantiker einen «Dialog» mit der Natur bedeutete, wurde durch das «Verhör» der modernen Wissenschaft abgelöst; in der Methode sieht Köchy ein «Divide et impera» der heutigen Naturforschung und hält ihm das «Solve et coagula» der romantischen Wissenschaft entgegen. In einer minutiösen Analyse geht Köchy dem ganzheitlichen Anspruch der Romantiker und den sich heute daraus ergebenden Konsequenzen nach. Sein Fazit ist, dass die historischen Ganzheitsvorstellungen dem heute wieder aktuellen Problem der ganzheitlichen Erfassung bestimmter Naturphänomene in Ergänzung zu den vorhandenen analytischen Möglichkeiten allenfalls Anregungen vermitteln können, ihre tatsächliche Umsetzung werde sich jedoch von den historischen Vorläufern unterscheiden müssen.

Das vorliegende Buch ist ein gelungener Versuch, ein aktuelles naturphilosophisches Problem anhand einer historischen Fallstudie zu untersuchen. Ohne in den

Fehler zu verfallen, aus begrifflichen Übereinstimmungen Traditionslinien abzuleiten oder aus der Geschichte vorschnell Schlüsse auf die Gegenwart zu ziehen, trägt Köchys wohlüberlegte Argumentation in zweifacher Hinsicht zum Diskurs bei: Die derzeitige Debatte um Ganzheitlichkeit bereichert er um die vielleicht banale, aber nichtsdestoweniger gültige Erkenntnis, dass historische Positionen nicht unmittelbar aktuell verwertbar sind – die Wissenschaftsgeschichte um eines der wenigen ernst zu nehmenden Bücher, die bislang überhaupt zur romantischen Naturforschung geschrieben wurden, auch wenn es Kristian Köchy selbst nicht primär um eine historische Analyse ging, die noch manche Fragen an die Wissenschaft der Romantik zu stellen hätte, die in diesem ansonsten äusserst empfehlenswerten Buch nicht angeschnitten werden.

Kai Torsten Kanz, Göttingen

Krätz, Otto: **Alexander von Humboldt. Wissenschaftler – Weltbürger – Revolutionär.** Unter Mitarb. von Sabine Kinder und Helga Merlin. München, Callwey, 1997. 214 S. Reich illustriert. DM 148.–; SFr. 131.–. ISBN 3-7667-1282-9.

In bewährter Manier und leicht aktualisiertem Layout erscheint nun, nach den hier bereits rezensierten opulenten Bänden über Goethe (1992) und Casanova (1995), die inzwischen dritte Bildbiographie von Otto Krätz und Helga Merlin im Münchner Callwey-Verlag, diesmal unter der Mitarbeit von Sabine Kinder. Wiederum handelt es sich um ein verschwenderisch präsentiertes Bildmaterial (288 Abbildungen, davon 108 in Farbe) in brillanter, ästhetisch ansprechender Gestaltung. Die Illustrationen sind stets mit vorbildlichen Erläuterungen versehen, die Vielfalt der Bilddokumente lässt keine Wünsche offen. Die Bildbiographie knüpft an Richard Bitterlings knappe Arbeit *A. von Humboldt. Ein Lebensweg in Bildern* (Berlin 1959) an, ist jedoch verlegerisch ungleich professioneller realisiert.

Die 189 Seiten und zwanzig kurzen Kapitel des Buches werden überwiegend vom zweifellos herausragenden Bildmaterial eingenommen. Die Autoren betonen in einer Schlussbemerkung die Unmöglichkeit, Humboldt in einem «einbändigen Werk» gerecht zu werden (ein Hinweis, der merkwürdigerweise in ihrer Goethe-Bildbiographie nicht auftaucht). Zieht man den Raum des Bildmaterials mitsamt den zugehörigen Erläuterungen ab, so bleiben für eine biographische Darstellung etwa 75 Seiten Text übrig, der allerdings flüssig und ansprechend geschrieben ist. Das entspricht weit eher einem Taschenatlas mit einem biographischen Essay als einem «einbändigen Werk», liegt aber zweifellos im Trend der Visualisierungssucht unserer Zeit und damit auch im verlegerischen Verkaufsinteresse.

Wer an einer Biographie deren visuelle Überzeugungskraft und Ästhetik schätzt, wird mit diesem Band erneut reichhaltig beschenkt. Der an weitergehenden biographischen Zusammenhängen interessierte Leser wird gleichermassen genüsslich in diesem biographischen Bildatlas blättern, doch am Ende Alexander von Humboldts enzyklopädisches Forscherleben nur gestreift haben. Aber der Trend geht bekanntlich unaufhaltsam zum Zweitbuch. Als ein solches sei dem Humboldt-Interessierten die umfangreiche Biographie von Hanno Beck (*A. v. Humboldt*, Wiesbaden 1959/1961) empfohlen, die mit dem hier besprochenen Werk eine hervorragende Illustration erfährt.

Stefan Grosche, Dresden

La Berge, Ann; Feingold, Mordechai (eds.): **French medical culture in the nineteenth century**. Amsterdam etc., Rodopi, 1994. XII, 384 p. (The Wellcome Institute Series in the History of Medicine; Clio Medica, 25). Hfl. 60.–; \$ 35.–. ISBN 90-5183-561-2.

Der vorliegende Band versammelt elf Beiträge namhafter Historiker/Historikerinnen, von denen neun in Nordamerika lehren. In der instruktiven Einführung verweisen die Herausgeber auf die starke Durchdringung der französischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts mit medizinischen Themen: eine 'Medikalisierung', die sich nicht nur in Zeitungen, Romanen und Theaterstücken gespiegelt, sondern auch in der Politik und im Alltagsleben der Bürger ausgewirkt habe. Vor dem Hintergrund der ärztlichen Professionalisierung und dem zunehmenden Einfluss der 'Wissenschaftsideologie' lasse sich die medikale Kultur Frankreichs jedoch nur durch ihre tiefen, teilweise miteinander korrespondierenden Gegensätze verstehen: Gegensätze zwischen Paris und den Provinzen, sozialer und liberaler Medizin, Forschern und Praktikern, Labor- und Klinikmedizin, medizinischem und literarischem Diskurs, Experten- und Volkskultur. So schildert Matthew Ramsey, wie in den 1820er Jahren das Verbot gefährlicher Geheimmedikamente durch die Akademie der Medizin am Widerstand der Bevölkerung scheiterte. Laurence Brockliss und Jacalyn Duffin analysieren in ihren Beiträgen anhand von Fallgeschichten der Pariser Ärzte Geoffroy (18. Jh.) und Laennec (19. Jh.) den Wandel des Arzt-Patienten-Verhältnisses von einem annähernden Machtgleichgewicht zur Vorherrschaft des Arztes. George Weisz kommt zu dem Ergebnis, dass die medizinische Spezialisierung im Paris des 19. Jahrhunderts in der Selbstwahrnehmung der Ärzte viel langsamer als angenommen verlief und erst nach 1880 auch die praktische Arbeit beeinflusste. Martha L. Hildreth und Jan Goldstein untersuchen die Behandlung medizinischer Themen in Theaterstücken und Romanen. Im 'sozialen Theater' spiegelte sich zwar die Bewunderung des Wissenschaftler-Arztes neuen Typs, aber im Vordergrund stand überraschenderweise die Bedrohung des traditionellen Familienarztes, der zu einem populären Helden hochstilisiert wurde. In bezug auf die 'Hysterie' unterschieden sich medizinischer und literarischer Diskurs. Während Ärzte dieses Thema zur Verstärkung überkommener Geschlechtsstereotypen benutzten, konnten Romanciers wie Flaubert die Selbstdiagnose 'männliche Hysterie' als befreiend darstellen und so Geschlechtsgrenzen aufbrechen. Toby Gelfand verdeutlicht am Beispiel des Physiologen Soury den Einsatz des biomedizinischen Diskurses zur Rechtfertigung des Antisemitismus, der nun nicht mehr religiös, sondern mit physiologischen und pathologischen Argumenten untermauert wurde. Caroline Hannaway, Ann La Berge und Anne Marie Moulin setzen sich anhand des Anatomen Vicq d'Azyr, der Einführung der medizinischen Mikroskopie und der 'Pasteurisierung' Frankreichs mit der langen Trennung von labormedizinischer Forschung und klinischer Praxis auseinander. Mögliche Gründe waren ein Mangel an institutioneller Unterstützung der Labormedizin, ihr geringer praktischer Nutzen und das Beharrungsvermögen traditioneller Theorien. Joy Harvey widmet ihren Beitrag der amerikanischen Studentin Mary Putnam Jacobi, der ersten Frau an der Pariser medizinischen Fakultät. Ein integriertes Personen- und Sachregister rundet den ausgezeichneten Sammelband ab.

Ralf Bröer, Moers (D)

Lavoisier, Antoine Laurent: **Correspondance, vol. VI, 1789–1791**. Ed. dirigée par Patrice Bret. Paris, Académie des Sciences, 1997. XVIII, 491 p., 1 Faltkarte (Œuvres de Lavoisier). Ffr. 350.–. ISBN 2-85367-205-0.

La publication de la correspondance de Lavoisier, entreprise sous l'égide de l'Académie des sciences de Paris, se poursuit. Après la sortie en 1993 du tome V, c'est maintenant le tome VI – couvrant les années 1789 à 1791 – qui nous est présenté. Le comité de publication a conservé toutes les options qui ont fait la renommée de ce travail considérable, en particulier celle de publier toutes les lettres retrouvées, reçues ou écrites par Lavoisier. Cet ensemble, qu'on pourrait au premier abord penser être disparate ou fastidieux, se révèle au contraire au fil de la lecture des plus passionnants, car il illustre à merveille – par la juxtaposition d'éléments si divers – les nombreuses activités de Lavoisier et la variété des tâches qu'il assumait dans tous les domaines, de la chimie et la physiologie jusqu'à l'économie ou la politique.

Par ce dernier point, nous abordons un intérêt propre à ce volume, car cette époque de 1789 à 1791 – qui nous conduit des débuts de la Révolution française à trois ans de la mort du savant sur l'échafaud – a été pour lui la période des espoirs politiques, des remises en question et aussi des premiers périls. Lavoisier adhère d'entrée de cause à la révolution parlementaire de 1789. Il en est même un acteur et un spectateur engagé, qui accueille avec enthousiasme l'installation d'un régime constitutionnel. Il va alors consacrer à la politique une bonne partie de son temps – et sa correspondance en est le reflet fidèle – au détriment de ses multiples activités scientifiques. Mais sa réputation sera bientôt compromise par son statut de fermier général et de régisseur des poudres du royaume. C'est alors qu'il se distance progressivement du régime nouveau, aussi clairement qu'il y avait adhéré à l'origine, une attitude qui lui vaudra de rester situé, par l'opinion publique, dans le camp des aristocrates.

C'est assez dire l'intérêt historique que présente la correspondance de Lavoisier de cette période. Ce nouveau volume vient donc très heureusement poursuivre la série déjà publiée et il se lit avec beaucoup d'agrément, tout en étant un ouvrage de grande érudition. Très soigneusement édité, enrichi d'abondantes notes, d'annexes variées – tableau des lettres, chronologie détaillée – et d'index très complets, il est encore agrémenté d'illustrations, dont plusieurs planches dues à la plume et au talentueux pinceau de Madame Lavoisier.

Roger Mayer, Genève

Luginbühl-Weber, Gisela: **Johann Kaspar Lavater – Charles Bonnet – Jacob Bennelle: Briefe 1768–1790**. Ein Forschungsbeitrag zur Aufklärung in der Schweiz. Bern, Lang, 1997. 2 Bände (Briefe, Kommentar). SFr. 110.–. ISBN 3-906756-49-1.

Die hier edierte Korrespondenz beginnt 1768, als der 27jährige Zürcher Theologe Johann Kaspar Lavater (1741–1801) seine eben erschienenen «Aussichten in die Ewigkeit» an den Genfer Naturforscher und Philosophen Charles Bonnet (1720–1793) sandte. Früh als Wissenschaftler bekannt geworden durch seine Beobachtung der parthenogenetischen Vermehrung der Blattläuse (1740), hatte sich Bonnet seither naturphilosophischen und religiös-metaphysischen Studien zugewandt und schrieb eben an seiner «Palingénésie Philosophique», in der er – gestützt

auf Embryologie und Psychologie – eine Lehre von der Unsterblichkeit entwickelte, die auf dem Boden des Offenbarungsglaubens mit Lavaters theologischen «Aussichten» zusammentraf. Lavater übersetzte in der Folge den zweiten Teil der «Palingénésie» ins Deutsche unter dem Titel «Herrn Carl Bonnets ... Philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum Samt desselben Ideen von der künftigen Glückseligkeit des Menschen» (Zürich 1769).

Das Zusenden von eigenen Schriften wie das Übersetzen bekannter Werke waren wohlbewährte Mittel, mit denen sich ein junger Autor ins Gespräch bringen konnte; Lavater benutzte noch ein drittes: Er widmete seine Übersetzung dem ihm seit einigen Jahren persönlich bekannten Berliner Philosophen Moses Mendelssohn (1729–1786), einem «Israeliten, in welchem kein Falsch ist», und forderte ihn auf, Bonnets Argumente zu widerlegen oder zu tun, «was Socrates gethan hätte»: Die Zeitgenossen verstanden dies als Aufforderung zur Konversion zum Christenthum; die Herausgeberin will jedoch darin eine «(gelehrten)republikanische Aktion vor dem monarchistischen Preussen» erkennen, eine Ehrung Mendelssohns durch den Eidgenossen Lavater (S. lxvii). Der Schritt des Zürchers erregte beträchtliches Aufsehen. Bonnet, den Lavater nicht konsultiert hatte, distanzierte sich von der Zumutung, und aufgeklärte Geister wie Lichtenberg waren empört darüber, dass ein «junger zudringlicher unüberlegter Schwätzer wie Lavater, ... in der Absicht den Himmel zu verdienen, sich über Mendelssohns Ruhe herwirft.» (M. Mendelssohn, Gesammelte Schriften, 7. Band, Berlin 1930, S. LXXV.)

1770 erschien auch der erste Teil von Bonnets «Palingénésie», durch deren Übersetzung und Kommentierung der Theologe Lavater sich in seinen künftigen Unternehmungen als Naturforscher und -philosoph verstehen zu dürfen glaubte. Über die genannten Themen wurde zwischen Zürich und Genf zwischen 1769 und 1771 besonders rege korrespondiert. Für Bonnet, der der deutschen Sprache nicht kundig war, schrieb nicht selten dessen «Alter ego», der Theologe Jacob Bennelle (1717–1794). Hingegen sind von Lavater gerade für diese wichtige Zeit etwa zehn Briefe nicht erhalten geblieben. In späteren Jahren – der Pfarrhelfer an der Waisenhauskirche ist inzwischen Pfarrer an St. Peter geworden – begegnen wir ihm in der Korrespondenz wieder als dem Verfasser der «Physiognomischen Fragmente» und als gläubigem Anhänger von Mesmers «tierischem Magnetismus». Trotz sachlicher Meinungsverschiedenheiten schätzte Bonnet Lavaters herzliche Verehrung, besonders nach dessen Besuch in Genf 1785.

Die etwa 80 grossteils erstmals veröffentlichten Briefe, deren Originale sich in der Zentralbibliothek Zürich und in der Bibliothèque publique et universitaire in Genf befinden, werden von der Herausgeberin ausführlich erläutert mit Einleitung, Anhang A (Briefbelege) und B (Lebenstafeln), Abbildungen, Quellen- und Literaturverzeichnissen sowie doppelten Registern, vor allem aber mit einem vierhundertseitigen Kommentarband (S. 269–663); er ist das Resultat langjähriger, hingebungsvoller Forschungs- und Sammelarbeit zur «Frommen Aufklärung» und ihren Protagonisten, aber wohl auch Ausdruck gelehrter Verstrickung in diese tückische, schwer zu meisternde Thematik.

Urs Boschung, Bern

Meier, Pirmin: **Ich Bruder Klaus von Flüe**. Eine Geschichte aus der inneren Schweiz. Zürich, Ammann, cop. 1997. 558 S. Ill. DM 64.–; SFr. 58.–. ISBN 3-250-10309-8.

Der Titel des Buches lässt eine unmittelbare Begegnung mit Bruder Klaus erwarten. Eine solche wird dem Leser jedoch nicht zuteil. Was Meier geben will, ist «eine Form von diskursiver Biographie, aus unterschiedlichen Perspektiven, Annäherung zugleich und Distanzierung». So schildert er denn, lustvoll ins Einzelne gehend, die ganze Welt, in der Nikolaus von Flüe lebte: Wirtschaft, Politik und Krieg, Kirche und Mystik, im Land Unterwalden, in der Eidgenossenschaft und darüber hinaus, bis zu Karl dem Kühnen und Eleanor von Schottland. In diesem kraftvoll pulsierenden Kosmos lässt er Bruder Klaus in der Stille seiner Einsiedelei seinen Weg zu Gott suchen, in Schwachheit, geplagt von Depression und Absenzen, inspiriert von Träumen und Visionen. Dass Nikolaus von Flüe mit seiner schlichten christlichen Existenz und seinen Mahnungen zu Recht und Sauberkeit im öffentlichen Leben auch bei reformierten Schweizern stets in hohem Ansehen stand, dafür stehen Huldrych Zwingli, Jeremias Gotthelf und Karl Barth.

Dem von Zeitgenossen hundertfach bezeugten, historisch aber nicht gesicherten, neunzehnjährigen Fasten des Heiligen widmet Meier zwei grössere Kapitel. Zum Verständnis gibt er die Abhandlung des gelehrten Geistlichen Peter Numagen von 1483 wieder. Danach kann sich der Körper ausnahmsweise von Luft allein nähren, der Trägerin der Elementarqualitäten Warm und Feucht; aber Klaus' Fasten ist als Geheimnis der Natur nicht restlos zu ergründen und bleibt auch für Numagen ein Wunderzeichen. Natürlich zitiert der Verfasser einer bedeutenden Paracelsus-Biographie (s. Gesnerus 51, 1994, 155f.) auch diesen «Arzt und Propheten»; Hohenheims Theorie der Mundverdauung hilft aber nicht weiter.

«Annäherungen» an Nikolaus von Flüe hat Pirmin Meier gesucht. Er hat sie zu einem bunten Labyrinth ausgestaltet, in dem der Leser sich auch verlieren könnte.

Huldrych M. Koelbing, Zürich

Meinel, Christoph; Voswinckel, Peter (Hrsg.): **Medizin, Naturwissenschaft, Technik und Nationalsozialismus**. Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Stuttgart, Verlag für Geschichte der Naturwissenschaft und der Technik, 1994. 332 S. DM 55.–. ISBN 3-928186-24-8.

Der vorliegende Band versammelt 30 Beiträge, die aus Vorträgen anlässlich der 75. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaften und Technik (DGGMNT) im September 1992 in Jena hervorgegangen sind. Knapp zwei Drittel der Aufsätze beschäftigen sich mit der Rolle von Medizin, Pharmazie und Biologie im Nationalsozialismus, die restlichen sind physikalischen, chemischen und technischen Themen gewidmet. Besonders wichtig erscheint dem Rezensenten der Versuch Werner F. Kümmels, erstmals einen Überblick über das Fach Medizingeschichte im Nationalsozialismus zu gewinnen. Das Ergebnis ist deprimierend: Die Entlassung der «nichtarischen» Kollegen wurde widerspruchsslos hingenommen bzw. in der DGGMNT bereitwillig vollzogen. Von den verbliebenen «professionellen» Medizinhistorikern bekannte sich die Hälfte mit ihrem Wortführer

Diepgen an der Spitze eindeutig zum Nationalsozialismus. Der Rest passte sich mehr oder weniger loyal dem Regime an und vermied Konflikte. Nur Werner Leibbrand und in geringerem Mass Martin Müller können als Gegner des Nationalsozialismus bezeichnet werden. Einige Fachvertreter hielten es für opportun, die Bedeutung ihrer Disziplin für die Wertschätzung der «deutschen Medizin», der Rassenhygiene und der neuen Kollektiv-Ethik zu betonen. Argumente für die Opferbereitschaft des Individuums im Dienst des Volksganzen stellten nach Gerhard Trommer deutsche Biologen bereit, indem sie holistische und organismische Analogien in die ökologische Konzeptbildung aufnahmen: eine Tradition, die in der heutigen Umweltschutzbewegung nachwirkte und die in Verbindung mit der Blut-und-Boden-Ideologie im Biologieunterricht des Nationalsozialismus zur Propagierung eines rassistischen Siedlungskonzeptes führte. Als weitere wichtige Themen des Sammelbandes sind u.a. zu nennen: Die Kontinuität der Forschung vor und während des Nationalsozialismus (u.a. Labisch, Deichmann), die Beteiligung von Ärzten an Verbrechen, z.B. der «Eindeutschung» polnischer Kinder (Lilienthal), die begrifflichen und tatsächlichen Parallelen zwischen der Fleckfieberbekämpfung und der Ausrottung von Bevölkerungen (Weindling), die überraschende, aber während des Nationalsozialismus eindeutig zunehmende Integration von «Krüppeln» als «Körperbehinderte» auf Kosten der «nutzlosen» Geisteskranken (Thomann) und die Erprobung von verschleiernenden und mythisierenden Argumenten der «Vergangenheitsbewältigung» der Nachkriegszeit durch deutsche Physiker, die in Farm Hall interniert waren (Walker). Wie Herbert Mehrrens in seinem einleitenden Beitrag zusammenfasst, kann von einem «Missbrauch» deutscher Wissenschaft im Nationalsozialismus keine Rede sein, vielmehr drängten Mediziner, Naturwissenschaftler und Techniker selbst zum Gebrauch der Instrumente, die sie der verbrecherischen Politik bereitwillig zur Verfügung stellten.

Ralf Bröer, Moers (D)

Müller-Landgraf, Ingrid; Ledermann, François: **Medizin und Pharmazie in Bern.** Eine Zeitreise. Bern, Stämpfli, (1997). 88 S. Ill. SFr. 20.–. ISBN 3-7272-9402-7.

Dieser medizinisch-pharmazeutische Reiseführer der Stadt Bern wurde aus Anlass des 200jährigen Jubiläums des 1797 gegründeten Medizinischen Institutes der Universität Bern und der dortigen Einführung eines regelmässigen Unterrichts verfasst. Nach einleitenden Kapiteln zur Medizin- und Pharmaziegeschichte in Bern werden drei Rundgänge angeboten, welche den Leser durch die Altstadt, die Länggasse und durch die Waldau führen. In den ersten beiden Rundgängen erfahren die Leser die Geschichte der ältesten Spitäler und Apotheken und lernen bedeutende Ärzte kennen, welche in Bern gewirkt haben und nach denen Strassen benannt wurden. Man erfährt hierbei zugleich viel Interessantes über die Entstehung verschiedener Universitätsinstitute und über den medizinischen Unterricht, der zuerst im Medizinischen Institut und später an der Medizinischen Fakultät der im Jahre 1806 gegründeten Akademie gehalten wurde.

Der dritte Rundgang durch Waldau ist besonders für an Psychatriegeschichte Interessierte empfehlenswert. 1749 wurde am Südrand des Schermenwaldes ein Tollhaus errichtet, das man 1765 mit dem Siechenhaus zum Ausserkrankenhaus ver-

einigte. Seit 1993 befindet sich im ehemaligen Pfründerhaus des Ausserkrankenhauses das Psychiatrie-Museum von Bern mit einer Dauerausstellung zur Berner Psychiatriegeschichte.

Die bei den gebotenen Rundgängen gewonnenen pharmaziehistorischen Kenntnisse kann man bei einem Besuch des Historischen Museums Bern, welches über eine reiche pharmaziehistorische Sammlung verfügt, vertiefen. Es ist den Verfassern mit diesem Reiseführer durch Bern sehr gut gelungen, die wichtigsten Etappen der Medizin- und Pharmaziegeschichte Berns mit der ereignisreichen Stadtgeschichte zu verbinden. Das Ergebnis ist eine anregende und durch eine Fülle von Abbildungen veranschaulichte Darstellung, die für Fachleute wie Laien gleichermassen viel Neues bietet und zu einer wissenschaftshistorischen Reise nach Bern verführt. Ein Verzeichnis weiterführender Literatur sowie ein Personenregister ergänzen den Band, dessen schönes Layout und gute Druckqualität besonders erwähnt werden sollen.

Natalja Decker, Leipzig

Murken, Axel Hinrich (Hrsg.): **150 Jahre St. Hedwig-Krankenhaus in Berlin, 1846–1996.** Der Weg vom Armenhospital zum Akademischen Lehrkrankenhaus. Herzogenrath, Murken-Altrogge, 1996. 298 S. Ill. DM 68.–. ISBN 3-921801-86-9.

Historische Aspekte dieses Jubiläumsbandes sind bedeutend: 1844 erhielt die katholische Gemeinde St. Hedwig die damals im zentralistisch verwalteten Preussen unerlässliche königliche Genehmigung «zur Einrichtung einer Anstalt für Krankenpflege». Es wurden Ordensschwestern aus Frankreich, sogenannte Borromaeerinnen berufen. Deren Kongregation, 1652 in Nancy als Pflegeorden gegründet und benannt nach dem Erzbischof von Mailand und Kardinal Karl Borromaeus (1538–84), war seit 1810 in Trier und Koblenz aktiv. Die ersten Schwestern (deutscher Muttersprache) trafen 1846 in Berlin ein. Im folgenden Jahr befanden sich bereits 60 Patienten in stationärer Behandlung.

Zur gleichen Zeit wurde in Berlin von Pastor Theodor Fliedner aus Kaiserswerth mit königlicher Genehmigung und Unterstützung auch ein Diakonissenspital gegründet.

Damals setzte sich die weibliche genossenschaftliche Krankenpflege durch und begründete zusammen mit der zunehmenden ärztlichen Qualität und dank modernen hygienischen Einrichtungen die Überlegenheit der Krankenhausbehandlung gegenüber der bisher dominierenden Hauspflege. Den konfessionellen Häusern kam damals eine Pionierrolle zu. Sie pflegten auch eine grosse Toleranz gegenüber Andersgläubigen, während «draussen» die Gegensätze hart waren und bald in den sogenannten «Kulturkampf» münden sollten.

Das St. Hedwig-Krankenhaus wurde zu einem der grössten Berliner Spitäler (600 und mehr Betten anfangs des 20. Jahrhunderts) und überstand die belastende Zeit der Naziherrschaft, die Entbehrungen des Krieges und die anschliessenden DDR-Jahrzehnte. Sein Weiterbestehen, in jüngster Zeit wegen der Reaktivierung der benachbarten «Charité» gefährdet, scheint durch Verlegung des stationären Schwergewichtes in ein entfernteres Quartier gesichert.

Urs Heim, Gümligen

Neumann, Herbert A.: **Vom Ascaris zum Tumor: Leben und Werk des Biologen Theodor Boveri (1862–1915)**. Berlin etc. Blackwell Wissenschafts-Verl., 1998. X, 249 S. Ill. (Ex Libris 'Roche', Bd. 10). DM 68.–; SFr. 63.–. ISBN 3-89412-384-2.

Als wesentlichen Beitrag zu den «Fundamenten der modernen Entwicklung» (S. VII) der naturwissenschaftlich orientierten Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellt Herbert A. Neumann die Entdeckung der zellulären Biomechanik der Zellteilungsvorgänge dar. In der Tat sind die Forschungen, die der Würzburger Zellbiologe Theodor Boveri, neben dem US-Amerikaner Walter Sutton, zur Begründung einer Chromosomentheorie der Vererbung beigetragen hat, bislang wissenschaftshistorisch nicht genauer gewürdigt worden. Vor allem aber die zellbiologischen Untersuchungen und weit vorausgreifenden Hypothesen Theodor Boveris zur Entstehung bösartiger Tumoren sind kaum bekannt. So war die «zufällige Begegnung mit Boveris Büchlein 'Zur Frage der Entstehung maligner Tumoren'» (S. VII), mit der ein Zoologieprofessor in die Diskussion der in dieser Zeit noch vorwiegend klinischen Tumorforschung einzugreifen versuchte, der äussere Anlass zur Entstehung des vorliegenden Buches.

Dieses stellt neben einer Einführung über die Entwicklung der Zellbiologie und einer neuen Bio- und Pathographie Theodor Boveris (dessen bisher übersehene, schlüssig diagnostizierte tödliche Askariasis) sehr ausführlich und kritisch sein wissenschaftliches Lebenswerk vor, das zudem breit im Kontext der zeitgenössischen zellbiologischen Veröffentlichungen betrachtet wird (herausragend erscheint hier insbesondere der begeisternde Abschnitt über Karl Ernst von Baer). Auch die einfühlsame Neudarstellung der Biographie Boveris, die ausklingt in den letzten, von schwerster Erkrankung geprägten Jahren des Wissenschaftlers, ist eine unübersehbare Stärke des Buches. Gegenüber der eindringlichen medizinhistorischen Diagnose einer Askariasis Boveris fällt allerdings die flüchtige Darstellung des mehrfach erwähnten, angeblichen Rheumatismus Boveris wenig überzeugend aus, was jedoch in der Natur dieser vieldeutigen Beschwerden liegen mag.

Das Buch kommt ausgesprochen sachlich und unprätentiös daher. Dass in die neue Darstellung des Lebens und des Werkes dieses bedeutenden Zellbiologen die Lektüre von einigen hundert unveröffentlichten Briefen Boveris aus dem von der Bayrischen Staatsbibliothek München verwahrten Nachlass des Wissenschaftlers eingeflossen sind, wird kaum einer Erwähnung für wert befunden. Ausführlich und notwendig wird aus diesem umfangreichen Briefkonvolut zitiert, das, nach den vorliegenden Einblicken, wohl eine gesonderte Publikation verlangt. Diese nicht verfasst zu haben, scheint der Autor übrigens bisweilen unausgesprochen zu bedauern. Boveri hält in diesen Briefen auch die Selbstdiagnose der Askariasis fest und stimmt 1914, ein Jahr vor seinem Tod, in den kollektiven Freudentaumel kriegsenthusiasmierter Deutscher ein. Ausführlich wird gegen Ende des Werkes auf Boveris Schrift «Zur Frage der Entstehung maligner Tumoren» (1914) eingegangen, deren verblüffende Aktualität der Autor herausstellt. Die Lektüre dieser historischen Arbeit zur Tumorgenese dient hier zugleich als Exempel dafür, «Gedanken, die für die Medizin von grösstem Wert sind, am Beispiel eines überragenden Forschers auf ihre Wurzeln zurück zu verfolgen» (S. VII).

Das Werk verdient somit aus biographischen wie biologiehistorischen Gründen weit hin beachtet zu werden. Ein paar Abbildungen erscheinen in nicht ganz zufrieden-

stellender Qualität (S. 66, 125, 157), und etwas mehr Liebe zum bibliographischen Detail (Seitenzahlnachweis der Zitate) stünde den medizinhistorischen Veröffentlichungen der Publikationsreihe «Blackwell Wissenschaft – Ex Libris ‘Roche’» wohl auch gut zu Gesicht.

Stefan Grosche, Dresden

Priesner, Claus: **Bayerisches Messing. Franz Matthias Ellmayrs «Mössing-Werkh AO. 1780»**. Studien zur Geschichte, Technologie und zum sozialen Umfeld der Messingerzeugung im vorindustriellen Bayern. Stuttgart, Steiner, 1997. 309 S. Taf. (Boethius, 38). DM/SFr. 96.–. ISBN 3-515-06925-9.

Die Kupfer-Zink-Legierung Messing war (wie die Bronze) seit alters bekannt und, da gut schmiedbar, hart und beständig, zunehmend in Gebrauch, als Luxus-, Haushalt- und schliesslich Manufakturware (Blech und Draht). Die Münchner Habilitationsschrift von Claus Priesner (dem Schriftleiter für Naturwissenschaften der Neuen Deutschen Biographie) handelt von einem Manuskript des oberbayrischen Heimatmuseums Rosenheim, das die Messingherstellung der dortigen Hütte – sie bestand von etwa 1720–1856 – erläuterte. Werkverwalter F. M. Ellmayr (1722–1801) gab damit seinen Nachfolgern auf vertraulicher Basis einen Leitfaden «für die Betriebsführung» der Firma an die Hand. Da der Idealfall, quellengetreue Edition mit anschliessendem Kommentar, «angesichts des Umfangs der Schrift» scheiterte, folgt Priesners Analyse und Auswertung ihrem Aufbau, zitiert ausgiebig, umreisst den Inhalt so genau als möglich, vergleicht ihn mit zeitgenössischen Darstellungen und bewertet ihn, so dass das Original doch recht plastisch vor den Leser tritt. Eine historisch-geographische Einleitung führt an den Untersuchungsgegenstand heran. Der zweite Teil stellt die Handschrift und das Rosenheimer Werk vor. Ausführlich beschreibt dann Teil III, durch Illustrationen unterstützt, den damaligen Fabrikationsprozess: zuerst die benötigten Materialien Kupfer, Galmei (Zinkerze), Schmelztiegel, Holz und Holzkohle sowie Weinstein (zur Reinigung); dann die Arbeitsschritte, ihre Einrichtungen, Werkzeuge und betrieblichen Kontrollen: die Schmelzhütte, den zweimaligen Schmelzvorgang, Hammerwerk und Glühherd zur Herstellung der Bleche bzw. Drahtplatten, die Beiz- und Schabstube (zur Weissung bzw. Glättung der Erzeugnisse), schliesslich die Drahtziehmühle. Teil IV behandelt wirtschaftliche Aspekte und enthält in sieben Kapiteln eine Menge aufschlussreicher Angaben und Statistiken: über die Münchner Handelsniederlassung, über Material- und Betriebskosten, Löhne, Produkte, Preise und Kalkulierung. Ein (leider nicht ganz stimmiges) Abbildungsverzeichnis, Glossar, Register, Diagramme und mehrere Tafeln vervollständigen das Buch. Es vermittelt auf anschaulich-kritische Weise «einen bisher in der montangeschichtlichen Literatur nicht bekannten Einblick in die vorindustrielle Messingerzeugung» und ihre Ökonomie.

Beat Glaus, Zürich

PTB-Texte – eine neue Schriftenreihe der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt, Braunschweig und Berlin, erscheint im Wirtschaftsverlag NW, Verlag für neue Wissenschaft GmbH, Bremerhaven (ISSN 0948-6836).

- Band 1: Jeschek, Michael (Hrsg.): 125 Jahre Vollversammlung für das Eichwesen. 1995. 138 S.
- Band 2: Hoffmann, Dieter; Schreier, Wolfgang (Hrsg.): Werner von Siemens (1816–1892). Studien zu Leben und Werk. 1995. 135 S.
- Band 3: Kose, Volkmar (Hrsg.): 1975 bis 1995 Physikalisch-Technische Bundesanstalt. Abteilungsleiterberichte. 1995. 88 S.
- Band 4: Hoffmann, Dieter; Witthöft, Harald (Hrsg.): Genauigkeit und Präzision in der Geschichte der Wissenschaften und des Alltags. 1996. 414 S.
- Band 5: Hoffmann, Dieter; Lübbig, Heinz (Hrsg.): Hermann von Helmholtz (1812–1894). Berliner Kolloquium zum 100. Todestag. 1996. 140 S.
- Band 6: Debertin, Klaus (Hrsg.): Radioaktivität – Entdeckung, Messung, Anwendung. Vorträge eines PTB-Kolloquiums am 7. März 1996 anlässlich der Entdeckung der Radioaktivität vor 100 Jahren. 1996. 91 S.

Die Physikalisch-Technische Bundesanstalt zu Braunschweig und Berlin (PTB) wurde 1887 als Physikalisch-Technische Reichsanstalt Berlin gegründet, zwecks experimenteller Förderung der exakten Naturforschung und der Präzisionstechnik; das physikalisch-technische Messwesen entwickelte sich zu ihrem Schwerpunkt. Für die Forschungsqualität bürgten Spitzenwissenschaftler wie Helmholtz, Kohlrausch, Warburg, Nernst u.a. Als erste und älteste, ganz der angewandten und reinen Forschung verpflichtete Staatseinrichtung trug sie Wesentliches zur Weltgeltung deutscher Wissenschaft bei, nicht zuletzt in moderner Physik und ihrer Quantentheorie. 1923 wurde die Reichsanstalt für Mass und Gewicht inkorporiert und damit die gesamte Metrologie unter einen Hut gebracht. Der 2. Weltkrieg führte zur Teilung: in die gleichnamige Bundesanstalt der BRD und des Deutschen Amts für Messwesen der DDR (i. d. F. erweitert um Warenprüfung und Standardisierung). Seit der Wende von 1989 gilt der traditionellere Name für die wiederum vereinigte Landesinstitution (1995 mit über 1600 Etat- und an die 300 Temporärstellen). Eigene Schriften (PTB-Mitteilungen, Jahresbericht, Richtlinien usw.) dienen vorwiegend der amtspezifischen, Beiträge in der Fachpresse der wissenschaftlichen Publizistik. Eine seit 1987 erscheinende Monographienreihe «Forschen – Messen – Prüfen» widmet sich verdienstvollerweise der *Wissenschaftsgeschichte*, u.a. derjenigen der eigenen Institution, bzw. wissenschaftlichen Spezialitäten. 1995 kamen in der Ausrichtung ähnliche, hier anzudeutende *PTB-Texte* hinzu. Broschüren grösseren und kleineren Umfangs im Format B5, denen zumeist Konferenzen aus gegebenem Anlass zugrunde liegen.

Heft 1 enthält offensichtlich Vorträge, die anlässlich von *125 Jahre deutscher Vollversammlung für das Eichwesen* gehalten worden waren, der etliche Jahrzehnte vor der heutigen Dachorganisation begründeten nationalen Eichungsinstanz. Ein Rückblick auf «200 Jahre metrisches System» eröffnet es. Die meisten Artikel aber beschäftigen sich mit Problemen der Gegenwart, z.B. der sich abzeichnenden Einordnung nationaler Metrologie ins EU-, EWR- und internationale Recht, der «Auslagerung» von Aufgaben, dem «Quality Management» – und sind somit von empfehlenswerter Aktualität! Das *zweite*, acht Beiträge umfassende (sehr lesbare) *Heft*

ist dem Industriepionier *Werner von Siemens* gewidmet, dem Hauptpromotor der PTB-Vorläuferin. Es gibt, mit gelegentlich die Lektüre etwas störenden Wiederholungen, ein im 100. Todesjahr gehaltenes Berliner Kolloquium wieder, wo Siemens als Naturwissenschaftler und Ingenieur gewürdigt wurde. *Heft 3* rekapituliert «die vielfältigen Aufgaben, Aktivitäten und Marksteine der *Abteilungsarbeiten*, die oftmals Ausgangspunkt bedeutender metrologischer Entwicklungen wurden», während der 20jährigen Präsidentschaft Dieter Kinds. *Genauigkeit und Präzision* betitelt sich das umfangreiche *Heft 4*, das, fast möchte ich sagen: eine Wundertüte voller wissenschaftsgeschichtlicher Aufsätze enthält. Sie «schlagen eine Brücke zwischen der ‘historischen’ und ‘modernen’ Metrologie»: von Chinas Astronomie, Roms Fernwasserleitungen, Friedrich II. Castel del Monte etwa über Galileis Freien Fall, die Messtechnik des «Mechanicus» Jacob Leupold und Coulombs Torsionswaage bis hin zu den Leistungen der eigenen Institution (D. Hoffmann), zu «Metrologie und medizinischer Diagnostik» oder der «parasitären Synchrotronstrahlungsmetrologie». Einzelne Beiträge sind etwas breiter angelegt, so derjenige Rottländers über seine «Urmass»-Theorie oder Bronders «Zufall und Wahrscheinlichkeit» im Messwesen. Das 5. *Heft* ehrt den Gründerpräsidenten *Hermann von Helmholtz* und präsentiert die zu seinen Ehren 1994 gehaltenen Festreden sowie vier wissenschaftshistorische Beiträge über Werk und Leben des vielseitigen Gelehrten. Das letzte uns vorliegende *Heft 6* von 1996 enthält, reich illustriert, den Niederschlag eines kleinen PTB-Kolloquiums «anlässlich der *Entdeckung der Radioaktivität* vor 100 Jahren» durch Becquerel: über deren Frühgeschichte, Errungenschaften der PTB (z.B. den Geiger-Zähler) sowie Anwendungen in Industrie, Medizin und Forschung.

Alles in allem: ein ansprechendes und lehrreiches Forum «metrologischer Öffentlichkeitsarbeit»!

Beat Glaus, Zürich

PTB-Texte, Band 7: Kose, Volkmar (Hrsg.): **20 Jahre Deutscher Kalibrierdienst.** Vorträge und Grussworte des Festaktes und des 140. PTB-Seminars am 2. und 3. September 1997 in der Stadthalle, Braunschweig. Braunschweig, 1998. 209 S. ISBN 3-9805741-1-3; ISSN 0948-6836.

Mit der Akkreditierung des ersten privaten Kalibrierlabors durch die Physikalisch-Technische Bundesanstalt PTB anno 1977 begann in Deutschland eine offensichtlich geglückte Zusammenarbeit zwischen Staat und Industrie im Messwesen – vereinigt doch der Deutsche Kalibrierdienst (DKD) heute über 200 solcher ‘Zweigstellen’. Erhöhter Qualitätsanspruch und damit Verbesserungsbedarf der messtechnischen Infrastruktur auf der einen, beschränkte staatliche Möglichkeiten auf der anderen Seite führten zu dieser frühen Form der ‘Auslagerung’ hoheitlicher Kompetenzen und schufen damit «ein Musterbeispiel für Deregulierung von staatlichen Aufgaben»: Während die PTB die Verknüpfung mit den nationalen/internationalen Normalen gewährleistet, obliegt nun die eigentliche Kalibrierung der Mess- und Prüfapparaturen in praxi den akkreditierten Instanzen, und zwar im Verhältnis von durchschnittlich etwa 1:10000 ‘Eichungen’ (hauptsächlich in Elektronik und Informatik, Maschinen- und Autoindustrie sowie Feinmechanik). Schautafeln der (insgesamt 8) Fachauschüsse präsentieren Beispiele (am Schluss der Broschüre). – Das (bis dato letzte)

Heft «PTB-Texte» umfasst: mehrere Jubiläumsansprachen, etliche Seiten fotografischer Schnappschüsse und Grafiken, dazu zehn Seminarvorträge. Diese referieren und hinterfragen die «Dienstleistung DKD», so im Hinblick auf neue metrologische Anforderungen und Entwicklungen (national, europa- und 'weltweit'). Wer sich für das Messwesen oder auch 'nur' die zunehmende Vernetzung der modernen Technik interessiert, findet hier guten Anschauungsunterricht.

Beat Glaus, Zürich

Rehn, Jörg: **Erlebte Chirurgie**. Landsberg/Lech, ecomed, 1997. 221 S. Ill. Portr. (ecomед Biographien). SFr. 55.–. ISBN 3-609-51420-5.

Kümmel und Rehn, vielleicht nicht ganz wie Langenbeck und Billroth, sind klingende Namen in der deutschen Chirurgie. Für den Herzchirurgen von heute ist wohl die 1896 von Ludwig Rehn ausgeführte Herznaht höchstens die Erinnerung an eine anekdotische Notfallsituation. Jörg Rehn, der Enkel, ist mit Recht stolz auf seine chirurgische Familientradition. Er selber gehört gewissermassen zu den Pionieren der abtretenden Chirurgengeneration nach 1945. Als Chefarzt der Bochumer Unfallklinik «Bergmannsheil» und Vorreiter der Arbeitsgemeinschaft für Osteosynthese in Deutschland hat er die Entwicklung der Unfallchirurgie zur Spezialdisziplin massgebend geprägt.

Seine Reminiszenzen sind eigentlich viel mehr als «erlebte Chirurgie» ein Potpourri von Familiengeschichte (Jagdpassion, Weihnachten bei den Grosseltern) und historischen Überlegungen über den Einfluss u.a. von Asepsis und Intubationsnarkose auf die «stürmische» Entwicklung der Chirurgie sowie von mehr aktuellen Überlegungen über Ethik, Aus-, Weiter- und Fortbildung der Chirurgen und natürlich auch ein Rückblick auf eine erlebnisreiche Chirurgenlaufbahn. So kann das vorliegende Buch weniger den Medizinhistoriker als den Laien oder vielleicht die Chirurgen derselben Nachkriegsgeneration und nicht zuletzt den Soziologiehistoriker interessieren. Die absichtlich für Laien verständliche Sprache macht die Lektüre für den Fachmann etwas schwerfällig, während der Inhalt dem soziologisch interessierten Leser Einblick in die Entwicklung des Ärztestandes sowie des deutschen Bürgertums während des tragischen Jahrhunderts von Auf- und Abstieg, Krieg, Revolutionen und Wirtschaftswunder, von Bismarck bis Kohl, geben kann.

Die vielen privaten Reminiszenzen dieses Enkels in der dritten Generation einer traditionsreichen Chirurgenfamilie werden sicher auch Quelle der Erinnerung für Familienmitglieder und Nachkommen sein.

Zu erwähnen sind auch einige historisch interessante Illustrationen von Kongressen und Exponenten der deutschen Chirurgie und zu bedauern, wie so oft, das Fehlen eines Index ...

Andreas P. Naef, Pully-Lausanne

Rueb, Franz: **Hexenflug und Teufelsritt**. Hexen-Bilder aus vier Jahrhunderten. Zürich, Innaron, 1987. 160 S. Ill. SFr. 39.80. ISBN 3-9520850-7-3.

Eine seriöse Buchbesprechung beginnt in der Regel mit einer Buchbeschreibung, doch widersetzt sich der vorliegende Bildband jeder vernünftigen Beschreibung. Immerhin lässt sich sagen, dass er sich in sechs Kapiteln mit den Titeln «Hexe», «Hexenflug, Hexenritt», «Hexe und Teufel», «Hexensabbat», «Hexenfolter» und «Hexenverbrennung» gliedert, unter denen letztlich immer wieder die gleichen Werke ausgeweitet werden, wie etwa Ulrich Molitor, Von den Unholden und Hexen (Köln 1489), Johann Jakob Wicks Nachrichtensammlung aus dem 16. Jahrhundert oder «Compendium maleficarum» (Mailand 1626), die indessen nirgendwo systematisch vorgestellt werden, sondern in der Regel dann, wenn das erste Bild daraus erscheint. Auf jeder Doppelseite steht rechts ein Bild und links ein Text, dessen Charakter sich wiederum nur schwer fassen lässt; bei der Lektüre gewinnt man nämlich den Eindruck, dass die Texte zu den einzelnen Bildern und Kapiteln austauschbar seien, denn es werden immer die gleichen Absurditäten dargeboten (wie etwa S. 66: «Diese Allegorien spanischer Wirklichkeit sind Peitschenhiebe») und insbesondere die Jahrhunderte kräftig durcheinandergerührt, wie man sich das schon von «Hexenbrände. Die Schweizergeschichte des Teufelswahns» (Zürich 1995) vom gleichen Autor gewohnt ist. Dabei kommt es gerade bei den Hexenverfolgungen, die während mehrerer Jahrhunderten andauerten und immer wieder aufflackerten, auf eine äusserst exakte Chronologie an, denn Hexenverfolgungen sind nicht das gleiche im Spätmittelalter oder im 17. Jahrhundert, noch in Spanien und England. Zwei Jahre Beschäftigung mit der Hexenverfolgung in Europa und mehrere Publikationen – so der Klappentext – sind noch keine Garantie für *gute* Publikationen, eher im Gegenteil. Schliesslich fehlt jeglicher Quellen- oder Bildnachweis, und die Qualität der Abbildungen ist auch nicht über alle Zweifel erhaben. Man fragt sich, welcher Verlag sich eine solche Publikation leistet.

Kathrin Utz Tremp, Fribourg

Sachs, Michael: **Historisches Ärztelexikon für Schlesien**. Biographisch-bibliographisches Lexikon schlesischer Ärzte und Wundärzte (Chirurgen). **Band 1: A–C**. Wunstorf, W. Scholl, 1997. III, 259 S. Ill., Portr. DM 148.–. ISBN 3-925255-03-6.

Gute biographische Nachschlagewerke für die Medizingeschichte sind Mangelware. Wer nach Angaben zu Ärzten oder gar Ärztinnen sucht, kommt bis heute nicht darum herum, die zweite Auflage des «Biographischen Lexikons der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker» von August Hirsch zu konsultieren, die, bei allen ihren Mängeln, selbst im Computerzeitalter offenbar nicht so leicht zu ersetzen ist. Sieht man einmal von dem jüngst erschienenen «Ärzte-Lexikon» des Beck-Verlages ab, das nur für die wichtigsten Mediziner moderne Kurzbiographien bereithält, so liegen eigentlich bloss für einzelne Subdisziplinen der Medizin oder für bestimmte Länder oder Regionen ergänzende Speziallexika vor.

Ein solches Werk ist auch das «Historische Ärztelexikon für Schlesien», von dem nunmehr der erste Band erschienen ist. Der Bearbeiter, der Frankfurter Chirurg Michael Sachs, hat darin in jahrelanger Fleissarbeit alles zusammengetragen, was an

Informationen über schlesische Ärzte, Wundärzte und Chirurgen greifbar war. Gründlich wertet er die Breslauer Dissertationen aus und zieht insbesondere die verschiedenen dort verlegten Periodika (etwa die «Breslauer ärztliche Zeitung») heran. Herausgekommen ist dabei ein sehr materialreiches Lexikon, dessen Einträge in alphabetischer Ordnung die Namen der Ärzte enthalten, samt Lebensdaten, einem kurzen Lebenslauf sowie einer Personalbibliographie, und mit einem Quellennachweis enden, der auf das Literatur- und Quellenverzeichnis (S. 252–259) verweist. Der Band wird durch einen Anhang mit 27 Abbildungen abgerundet, die verschiedene Gebäude der Universität Breslau, herausragende Professoren sowie Titelblätter von bedeutenden Werken wiedergeben.

Im Gegensatz zu anderen biographischen Nachschlagewerken enthält das «Historische Ärztelexikon für Schlesien» nur bei wenigen Personen eine Würdigung ihres Lebenswerks aus heutiger medizinhistorischer Sicht. Um diesem Manko abzuweichen, hätte es gewiss eines Stabes von fachlich qualifizierten Mitarbeitern bedurft. Doch auch so stellt sich die Frage, ob dem Werk nicht zugute gekommen wäre, wenn der Verfasser sich zumindest für diejenigen Artikel, die nur partiell die Medizingeschichte betreffen, sachkundigen Rat eingeholt hätte: So hat der Zoologe Max Braun die «Zoologischen Annalen» herausgegeben (7 Bände, 1904/05–1915/19), die angegebene «Zeitschrift für Geschichte der Zoologie» entspricht dem Untertitel (S. 158). Auch wundert man sich, dass die neuere Forschungsliteratur zu dem Botaniker und Mikrobiologen Ferdinand Julius Cohn nicht zur Kenntnis genommen wurde (S. 218; es fehlt Brigitte Hoppe: Die Biologie der Mikroorganismen von F. J. Cohn (1828–1898). In: Sudhoffs Archiv 67, 1983, S. 158–189).

Michael Sachs hat mit diesem Band den ersten eines ambitionierten Projekts vorgelegt, das einen vollständigen Nachweis der Tätigkeit der schlesischen Ärzte erbringen soll und dies gewiss auch leisten wird. Das im Vorwort formulierte eigentliche Ziel des Bearbeiters, «den Beitrag schlesischer Ärzte für die Entwicklung der modernen Medizin aufzuzeigen» (S. III), wird freilich nur zu erreichen sein, wenn das Lexikon in seinen weiteren Bänden – wie viele sind überhaupt geplant? – über die bio-bibliographischen Angaben hinausgehend sich fachkundigen historischen Würdigungen öffnet, die dem neuesten Forschungsstand entsprechen.

Kai Torsten Kanz, Göttingen

Schett, Alfred: **The ophthalmoscope – Der Augenspiegel.** Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Transl. by Donald L. Blanchard. Part 1: Textbook/Lehrbuch. Part. 2: Atlas. A selection of 92 ophthalmoscopes built between 1851 and 1952 (by C. R. Keeler). Oostende, Wayenborgh, 1996–1997. 2 Bde., reich illustriert. (= Hirschberg, History of ophthalmology/Geschichte der Augenheilkunde, The monographs/Die Monographien, Band 2). Zus. DM 490.–.

Das vorliegende Prachtwerk umfasst zwei Bände, die ausser dem Thema Augenspiegel wenig gemein haben. Teil 1, Alfred Schetts Werk, ist zweisprachig (die englische Übersetzung stammt von *Donald L. Blanchard*). Schett dokumentiert in Wort und Bild die Entwicklung des Ophthalmoskopes bis gegen 1910. (Als guter Schweizer schliesst er noch *Marc Amslers* Modell von 1936 ein.) Für diese grosse wissenschaft-

liche Monographie passt die vom Verleger gewählte Bezeichnung «Lehrbuch» nicht recht. In Teil 2, der als «Atlas» etikettiert ist, präsentiert C. R. Keeler in Windsor die Sammlung seines Hauses. In ihr nehmen die von der Firma Keeler seit den 1920er Jahren entwickelten Instrumente breiten Raum ein. Alle Objekte der Sammlung sind sehr schön fotografiert und werden kurz auf englisch beschrieben. Schett hat Herrn Keeler bei der Identifikation der älteren Modelle geholfen und verweist in seiner Monographie gegebenenfalls auf die Abbildungen in Keelers «Atlas». Im übrigen hält er sich mit Vorliebe an die Konstruktionszeichnungen der Erfinder: «Sie stellen die Details besser dar, als es Schwarzweissfotos von Instrumenten vermögen (S. 420).»

Schett hat schon mit seiner Publikation über Ophthalmoskope und verwandte Geräte des Medizinhistorischen Museums der Universität Zürich (*Vom Helmholtz-Augenspiegel zur Funduskamera*, Gesnerus Supplement 41, Aarau etc., Sauerländer, 1990) einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der augenärztlichen Diagnostik erbracht. Inzwischen hat er den Bereich seiner Forschungen ausgedehnt und erfasst nun die Entwicklung in ihrer Gesamtheit. Er gliedert seine Darstellung nach Ursprungsländern, von Deutschland bis Ägypten. Eine Typologie der Augenspiegel schliesst sich an; sie erleichtert es, die Folge der Formen zu überschauen und zu verstehen. Die Augenspiegel sind für Schett aber nicht bloss tote Geräte, sondern das Werk von Menschen, von Augenärzten, die sich um eine stets bessere Diagnostik bemühten. Darum leitet er die Beschreibung eines Instrumentes jeweils mit einer kurzen Biographie seines Urhebers ein. Besonderes Vergnügen bereitet der Abschnitt über den vielseitigen englischen Mathematiker Charles Babbage, der schon vor Helmholtz, nämlich 1847, einen Augenspiegel konstruierte, die Augenärzte jedoch nicht dafür zu interessieren vermochte.

Der Verleger hat für Schetts Monographie ein so vornehmes (und leider entsprechend teures) Gewand geschneidert, wie es Publikationen aus unserem Fach selten zuteil wird. Aber Schetts Werk verdient es.

Huldrych M. Koelbing, Zürich

Schliack, Hans; Hippus, Hanns (Hrsg.): **Nervenärzte**. Biographien. Stuttgart, New York, Thieme, 1998. X, 188 S. Portr. DM 128.-; SFr. 114.-. ISBN 3-13-109071-5.

Der psychiatriegeschichtlich interessierte Leser wird für dieses Buch dankbar sein. Wie die Herausgeber betonen, stellt es die Fortsetzung des dreibändigen Werkes von Kolle dar. Allerdings sind die Unterschiede bedeutend: der vorliegende Band umfasst 20, diejenigen Kolles 95 Biographien. Ferner: die Biographien dieses Bandes wurden vorwiegend von Autoren verfasst, welche die porträtierten Kollegen noch aus persönlichen Begegnungen kannten. Das verschafft den Ausführungen Nähe und Lebendigkeit.

Nicht ganz verständlich ist die Wahl des Titels: «Nervenärzte». Offensichtlich sollte der Titel «berühmte» vermieden werden. Aber weshalb? Es handelt sich ja doch um besonders hervorragende Vertreter der Neurologie und Psychiatrie. Auch die Auswahl ist nicht ganz eindeutig. 19mal handelt es sich um Deutschsprachige und nur einmal um einen Dänen (Strömberg). Wollten die Herausgeber nicht nur die deutschsprachigen, sondern z.B. die europäischen Koryphäen porträtieren, so hätten neben

Strömgren noch viele andere ihren Platz finden müssen. So haftet der Auswahl etwas Vorläufiges und Unausgeglichenes an, was vielleicht damit im Zusammenhang steht, dass die Herausgeber in besonderer Weise mit den einen oder andern verbunden waren. Die einzelnen Beiträge sind durchwegs brillant geschrieben und geben auf knappem Raum vollständige Angaben zu Leben und Werk der Porträtierten. Offensichtlich liessen die Herausgeber den Mitarbeitern grosse Freiheit, was die Gestaltung betrifft. Im einen Fall wird viel Gewicht auf die Lebensgeschichte gelegt, im anderen mehr auf das wissenschaftliche Werk. Immer wieder – und das ist das Schicksal all dieser deutschen Gelehrten in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts – wird auf die Beziehung zum Nationalsozialismus im einen oder anderen Sinn hingewiesen.

Das Schlusskapitel über Neurologie und Psychiatrie im Nationalsozialismus ist eine hervorragende, knappe Übersicht über dieses dunkle Kapitel und fasst in wertvoller Weise alles Wesentliche zusammen.

Christian Müller, Bern

Schnalke, Thomas: **Medizin im Brief. Der städtische Arzt des 18. Jahrhunderts im Spiegel seiner Korrespondenz.** Stuttgart, Steiner, 1997. 270 S. Faks. (Sudhoffs Archiv, Beiheft 37). DM/SFr. 88.–. ISBN 3-515-06725-6. (Zugl. Habil.schr. Univ. Erlangen-Nürnberg, 1993).

Briefe sind nicht nur ein vortreffliches Quellenmaterial für biographische Einzelstudien, sondern eignen sich auch für sozialgeschichtliche Untersuchungen. Thomas Schnalke stellt in seiner Habilitationsschrift fest, dass dies in der Medizingeschichte noch ungenügend berücksichtigt wurde; seine Untersuchung versucht einen Brückenschlag, indem sie von einer historisch fassbaren Gestalt, dem Nürnberger Arzt Christoph Jakob Trew (1695–1769), ausgeht und aus dessen Korrespondenz das Profil des städtischen Arztes im 18. Jahrhundert zu entwerfen versucht. Von den rund 5000 von 700 Personen an Trew gerichteten Briefen hat Schnalke fünf repräsentative Korrespondenzen ausgewählt, welche Trew im Kontakt mit der medizinischen Welt zeigen. Dabei vertritt Albrecht von Haller die gelehrte Medizin, Carl Friedrich Gladbach (1690–1736) aus Hannover die höfische Chirurgie, Johann Lorenz Ludwig Loelius (1687–1756) aus Ansbach die höfische Medizin, Christian Albrecht Gruner (1724–1758) als kleinstädtischer Arzt die bürgerliche Medizin und der Strassburger Prosektor Johann Christian May (gest. 1736) die akademische Chirurgie. Überzeugend schildert Schnalke im Hauptteil des Buches die Entwicklung dieser fünf Korrespondenzen und arbeitet dabei insbesondere die gegenseitigen Instrumentalisierungen der Briefpartner sowie das in der Regel eher statische, sich in der Beziehung mit Haller aber wandelnde Autoritätsgefüge heraus. Dadurch werden die Möglichkeiten und Grenzen des Nürnberger Arztes im Kontakt mit den Vertretern der gelehrten und praktischen Medizin sichtbar. Trew bleibt zwar der Zugang zum engeren Kreis der originellen Forschung versperrt, er kann jedoch als Vermittler wissenschaftlicher Fachkenntnisse, als angesehener prakt. Arzt und als Berater von Chirurgen, Landärzten und am Ansbacher Hof den ihm gemässen Weg finden und sein Ziel, «dem publico zu dienen», verwirklichen. Sein Briefwechsel zeigt ihn als bewusst lokal verbundenen Arzt, der in ein weites Netz von Beziehungen eingebunden ist.

Schnalkes Ansatz und seine Form der Analyse von Briefwechseln ist für die Medizingeschichte neu und liefert neue An- und Einsichten. Sein Buch darf als fruchtbarer Beitrag zur Analyse der medizinischen 'Gelehrtenrepublik' gelten, der auch nicht akademisch Gebildete miteinschliesst und damit auf die Offenheit dieser Gemeinschaft hinweist. Es ist mit Schnalke zu hoffen, dass auf diese Einzelstudie Untersuchungen weiterer Korrespondenzen und schliesslich auch ganzer Korrespondentennetze folgen, welche für die Kultur des 18. Jahrhunderts typisch sind.

Ein Vorbehalt ist allerdings anzubringen: Schnalke kann das im Abschlusskapitel entworfene Profil des städtischen Arztes im 18. Jahrhundert nicht aus seiner eigenen Analyse gewinnen; er muss sich vorwiegend auf Resultate der Sekundärliteratur stützen. Dies ist nicht verwunderlich, denn seine Auswahl von fünf repräsentativen Korrespondenzen wurde ja getroffen, um Trew im Kontakt mit den verschiedenen Vertretern der Medizin zu zeigen, d.h. es werden vor allem seine Beziehungen mit Auswärtigen sichtbar. Was im Briefwechsel zutage tritt, ist nur ein beschränkter Ausschnitt des ärztlichen Alltags.

Hubert Steinke, Bern

Seidel, Hans-Christoph: **Eine neue «Kultur des Gebärens». Die Medikalisierung von Geburt im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland.** Stuttgart, Steiner, 1998. 469 S. (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 11). DM/SFr. 148.–. ISBN 3-515-07075-3. – Zugl. Diss. Univ. Bielefeld, 1996.

Seidels Arbeit zeigt den Wandel in der Geburtshilfe durch Medikalisierung und Professionalisierung vom 18. Jahrhundert bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Stand einer Gebärenden um 1700 noch eine Nachbarin oder Dorfhebamme bei der Geburt zu Hause zur Seite, so kamen um 1900 die meisten Kinder mit Hilfe eines männlichen Geburtshelfers, z.T. bereits im Spital, zur Welt. Nach einem kurzen Exkurs über die feministische Theorie der Entmachtung der Frauen auf einem der letzten Gebiete, zu denen Männer keinen Zugang hatten, behandelt Seidel den gesellschaftlichen Hintergrund: Der Bedarf an Menschen als Siedler, Soldaten und Arbeiter lenkte das Augenmerk der absolutistischen Herrscher auf die Lebensbedingungen der Frauen und Kinder. Die «medizinische Policey», die für die gute Gesundheit der Untertanen zu sorgen hatte, war nun auch für den Bereich Geburt zuständig. Die Verbesserung der Situation der Frauen sollte die Zahl der Lebendgeburten erhöhen und die Säuglingssterblichkeit verringern. Ein besonderes Kapitel widmet Seidel den ledigen Müttern und deren Kindern. «Mit väterlicher Fürsorge und Gewaltandrohung», manchmal auch Gewaltanwendung, wurden ledige Schwangere oft gezwungen, in den neuerrichteten Gebärhäusern zu entbinden. Damit sollte einerseits Kindsmord verhindert werden, andererseits wollte man die Frauen für ihren Fehltritt bestrafen und sie erziehen. Die Hebammenausbildung wurde institutionalisiert, die Hebammen wurden von Leiterinnen der Geburt zu Helferinnen der Ärzte. Zuerst war die Geburtshilfe eine Domäne der Wundärzte und Chirurgen, bis sie im 19. Jahrhundert in den akademischen Ausbildungsgang der Ärzte aufgenommen wurde. Geburtshelfer wurden zuerst in den Gebärhäusern, später in den Geburtsabteilungen grösserer Kliniken ausgebildet. An der Gefährlichkeit einer Geburt änderten diese Massnahmen nichts, im Gegenteil, in den Entbindungsanstalten gab es überdurchschnitt-

lich viele Erkrankungen an Kindbettfieber. Wirkliche Erfolge zeigte die Medikalisierung der Geburt erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als sich antiseptische Massnahmen allgemein durchgesetzt hatten. Seidels Arbeit beruht auf edierten Quellen, darunter sind amtliche Verlautbarungen, Statistiken, Lehrbücher, Anweisungen für Hebammen, Tagebücher und Journale, die freiwillig oder auf behördliche Anordnung geführt wurden, private Aufzeichnungen von Hebammen und Geburtshelfern und vieles mehr. Seidel arbeitet aus dem reichen Material einen spannenden und leserfreundlichen Überblick über das Geburtswesen des 18. und 19. Jahrhunderts heraus. Schade ist, dass er die Quellen nicht ausführlicher in den zeitlichen Zusammenhang stellt, aber das hätte wohl den Umfang der jetzt schon fast fünfhundert Seiten umfassenden Arbeit gesprengt.

Gertraud Gamper, Winterthur

Spallanzani, Lazzaro: Edizione nazionale delle opere di Lazzaro Spallanzani. **Parte quarta: Opere edite direttamente dall'autore, volume primo (1760–1768); volume secondo (1768–1773)**, a cura di Pericle Di Pietro. Modena, Mucchi, 1996. 259 p.; 1997. 339 p. Lit. 100 000 je Band.

Seit 1984 erscheint die von Pericle Di Pietro und einem wissenschaftlichen Komitee herausgegebene nationale Gesamtausgabe der Briefe und Schriften des italienischen Biologen Lazzaro Spallanzani (1729–1799), Professor der Naturgeschichte an der Universität Pavia von 1769 bis zu seinem Tod. Drei Abteilungen sind bereits abgeschlossen: die Abt. I, Briefwechsel (12 Bände, 1984–1990; vgl. Gesnerus 46, 1989, S. 170–172; 50, 1993, S. 313f.), und die Abt. II und III, Vorlesungen/Literarische Schriften (2 Bände, 1994; vgl. Gesnerus 53, 1996, S. 281). Nun wird die Reihe fortgesetzt mit den von Spallanzani selbst veröffentlichten Werken (Abt. IV); später sollen noch die postumen Werke (Abt. V) folgen. – Die zwei ersten Bände der Abt. IV, die hier anzuzeigen sind, enthalten in chronologischer Ordnung die Erstausgaben jener Schriften, die Spallanzani in der Welt der Wissenschaft bekannt machten. So widerlegte er 1765 auf experimentellem Weg die von Buffon und Needham vertretene Urzeugung. 1768 erklärte er die bei mehreren Tieren experimentell untersuchte Regeneration sowie die Embryonalentwicklung der Frösche im Sinne der Präformationslehre; moralisch unterstützte ihn dabei seit 1765 sein Brieffreund Charles Bonnet in Genf, dessen «Contemplation de la Nature» er 1769 ins Italienische übersetzte; die Ausgabe bringt allerdings nur das von Spallanzani verfasste Vorwort und seine längeren Anmerkungen (IV, 2, 45–142). Ausgehend von Beobachtungen Hallers untersuchte er ferner an Kalt- und Warmblütlern mit grosser Sorgfalt die Blutzirkulation (1768, 1773). Erläutert werden die einzelnen Werke in beigefügten Kommentaren, unter denen der von M. T. Monti verfasste Beitrag besonders hervorsteht; er belegt beispielhaft und kenntnisreich, wie erst durch Heranziehen der Versuchs- und Beobachtungsprotokolle des Forschers sowie der begleitenden Korrespondenzen ein volles Verständnis der Texte sich eröffnet.

Urs Boschung, Bern

Steeno, Omer: **Joannes-Remigius Jacquelart uit Nijvel (1721–1809)**. Professor Regius aan de Medische Faculteit van de Oude Universiteit Leuven (1746–1790). Leuven, Acco, 1997. 139 p., Ill., Portr. Bfr. 895.–; Hfl. 52.75. ISBN 90-334-3884-4.

Aus dem Schatten der Geschichte tritt dann und wann eine Person hervor, die in den Annalen nur beiläufig erwähnt wird. Eine solche Figur war Joannes-Remigius Jacquelart, von 1745–1790 Professor Regius an der Medizinischen Fakultät von Leuven.

Der Autor hat sich eingehend mit der Herkunft von Jacquelart und seiner Familie beschäftigt, mit vielen biographischen Notizen, auch über seinen Sohn Xavier. Die universitären Probleme in einer unruhigen Zeit, zuerst unter Kaiser Josef II. und später während der Revolution in Brabant 1789, haben Jacquelart nicht unberührt gelassen! Er war sogar landesflüchtig, weil er der österreichischen Autorität treu geblieben war. 1790 wurde er deshalb von der Universität entlassen. Nach der Rückkehr der österreichischen Autorität 1793 war es aber nicht einfach für Jacquelart, seine Stellung wieder zu bekommen. Die politische Unruhe hat ihn aus dem Spiel gelassen.

Jacquelart hat, soweit es bekannt ist, nichts veröffentlicht, und es wird auch nicht deutlich, wie er die *Institutiones Medicinae* doziert hat.

Dieses Buch ist tatsächlich ein universitärer «Stuhl-Tanz», wie der Autor das nennt. Es gibt Auskünfte über Probleme in der Struktur der Universität Leuven, aber sehr wenig über das Denken und den Unterricht des Professors Jacquelart und anderer Dozenten. Sogar das Kapitel über die Krankheit von Karel van Lotharingen, der verschiedene Leuener Professoren konsultierte, gibt nur Auskünfte über die Honorare. Medizinhistoriker können auch nur wenig bis nichts über die damaligen wissenschaftlichen Aktivitäten in Leuven finden.

Antonie M. Luyendijk-Elshout, Oegstgeest (NL)

Stefenelli, Norbert (Hrsg.): **Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit Toten**. Wien etc., Böhlau, 1998. 933 S. Ill. öS 1200.–; DM 168.–; SFr. 149.–. ISBN 3-205-98883-3.

Auf rund 930 Seiten wird das Thema des toten menschlichen Körpers von über 80 Fachleuten unterschiedlichster Richtung angegangen, nicht abgehandelt, denn dazu sind die Beiträge zu knapp; sie variieren zwischen zwei bis zehn Seiten. Die inhaltliche Palette ist reich und bringt viele Überraschungen. Nebst traditionellen Themen findet sich ganz Unkonventionelles, etwa über Bewunderung und Abscheu vor dem toten Körper, der Vampir als «erlesener Leichnam», das Problem des Scheintodes, der Tote auf der Bühne, Trauerfeiern ohne Leichname, die Totenmaske usw. Das Werk stellt so ein eigentliches Kompendium zur Problematik dar, geeignet zum Nachschlagen und Nachlesen. Reiche, wenn oft auch lückenhafte Bibliographien helfen weiter. Der inhaltliche Aufbau ist nicht durchwegs stringent: Nachdem z.B. gleich am Anfang Pathologen und Anatomen Erfahrungen und Fragestellungen im Zusammenhang mit ihrem Beruf diskutieren, wird das Thema in der Mitte des Werks erneut aufgegriffen und auf über 150 Seiten dargelegt. Es wirkt so dominant; unter den Autoren und Autorinnen sind denn auch 15 Anatomen und Pathologen. Doch ist der

Bogen – und das sei dem Buch hoch angerechnet – viel weiter gespannt; er umfasst philosophische, theologische, sozialgeschichtliche und volkskundliche Zugänge genauso wie strafrechtliche. Der Schwerpunkt der Arbeiten betrifft die Verhältnisse in Österreich, unter Einbezug Deutschlands. Die deutschsprachige Schweiz bleibt weitgehend ausgespart. Naturgemäss sind die Beiträge in solchen Sammelwerken von unterschiedlichem Niveau.

Überschneidungen sind häufig. Neben sehr gut fundierten historischen Darlegungen – etwa zu den anatomischen Wachsfigurenkabinetten – lösen einzelne Texte beim Lesen sogar Ergriffenheit aus. Ich denke etwa an Gabriele Ammanns «Betrachtungen einer Pathologin über den kindlichen Leichnam», die getragen sind von einer tiefen Ehrfurcht vor dem Leben, auch vor dem Leben, das sich verweigert hat oder dem eine Zukunft abgesprochen wurde. Solche Texte finden sich sonst kaum in wissenschaftlichen Sammelwerken. Überhaupt durchzieht, vor allem die medizinischen Beiträge, eine ethische Grundgesinnung, die hoffnungsvoll stimmt. Andererseits hätte man sich z.B. die Darlegungen der Begräbnisriten der verschiedenen Konfessionen etwas weniger idealtypisch und kritischer gewünscht (mit Ausnahme des Beitrags über evangelische Riten). Wegen der vielen Überschneidungen und des Reichtums an Informationen wäre ein Sachregister höchst dienlich gewesen. Doch verdanke ich auch so dem Buch wichtige und weiterführende Erkenntnisse. Durch seine unkonventionellen Zugänge und die thematische Frische darf das Werk für den deutschsprachigen Raum Einmaligkeit beanspruchen.

Paul Hugger, Chardonne

Stolberg, Michael: **Die Cholera im Grossherzogtum Toskana. Ängste, Deutungen und Reaktionen im Angesicht einer tödlichen Seuche.** Landsberg, ecomed, 1995. 135 S. DM 68.–; SFr. 65.–. ISBN 3-609-64910-0.

Die Habilitationsschrift von Michael Stolberg gehört zu einer Anzahl neuerer Arbeiten über die Cholera im Europa des 19. Jahrhunderts. Gut erforscht sind die Epidemien Frankreichs und in Grossbritannien, für Deutschland liegt neben lokal- und regionalgeschichtlichen Arbeiten eine Monographie von Richard J. Evans vor. Stolberg liefert mit seiner Schrift über die Cholera in der Toskana einen weiteren Beitrag zur umfangreichen Literatur über die Cholera in Italien.

Forschungen in zahlreichen Archiven der Toskana (in Arezzo, Florenz, Grosseto, Livorno, Lucca, Pisa, Siena und kleineren Gemeindearchiven) liegen der Arbeit zugrunde. Die wichtigsten Grundlagen sind amtliche Erlasse und Protokolle, Gerichtsprotokolle und Berichte von städtischen und privaten Ärzten. Die Literaturliste, die der Autor in zwei Abteilungen in «vor 1914» und «nach 1914» erschienene Werke aufteilt, ist eine reichhaltige Bibliographie zur Geschichte von Krankheit und Seuchen im 19. Jahrhundert. Die Quellen wertet Stolberg sorgfältig, detailreich, sach- und sprachkundig aus.

In einer grösseren historischen Einleitung schildert der Autor die Begegnung der Menschen mit der neuen Seuche: Die Angst und Schrecken auslösenden Erzählungen über die Seuche aus Indien, die immer näher kam, den Ausbruch und die Reaktion der verschiedenen Bevölkerungsschichten und die Massnahmen der Städte und Behörden auf diese Bedrohung. Im Mittelpunkt der Arbeit steht die zeitge-

nössische Diskussion über die Entstehung, den Umgang mit bzw. die Heilung der Cholera. Träger dieser wissenschaftlichen Diskussion war vorwiegend die Ärzteschaft, die den Ursprung von einem «Kontagion», einem «Miasma» oder von einer «Infektion» herleitete. Die von den Regierungen beauftragten Ärzte bestimmten auch über die Abwehrmassnahmen. Sie führten Statistiken, beschrieben die Krankheitsabläufe, probierten neue und alte Medikamente, polemisierten gegeneinander und bekämpften sich. Den begrenzten medizinischen Erfolgen standen Gerüchte über mordende Ärzte gegenüber, die Kranke vergifteten und damit die Stadtkassen von den durch die Industrialisierung überflüssig gewordenen Arbeitskräften entlasteten. Die Angst vor den Krankenhäusern wuchs, man glaubte sie nicht mehr lebend verlassen zu können, und viele Menschen weigerten sich überhaupt, zum Arzt zu gehen. Auch traditionelle Stereotypen wie die Schuldzuweisungen an Randgruppen, z.B. Juden und Bettler, fehlen nicht. Erst als sich die von vielen Ärzten verlangte Gesundheitsaufklärung, d.h. die Behandlung der Nahrungsmittel, die Trennung von Trinkwasser- und Fäkaliengruben sowie die Entsorgung von Abfällen und Kadavern wie auch die Verlegung der Friedhöfe in die Randbezirke der Städte, durchsetzte, liess die Seuche nach oder verschwand. Im letzten Kapitel behandelt Stolberg die Verbindung zwischen Krankheit und Religion. Wie in den Anfängen von Aids wurde die Seuche in mittelalterlicher Tradition als Strafe Gottes bzw. als Gnade Gottes, als Chance zur Umkehr angesehen.

Stolberg legt in seiner Habilitationsschrift nicht nur eine medizingeschichtlich, sondern auch sozial- und mentalitätsgeschichtlich wichtige Arbeit vor, die sich durch Qualität in Grundlagenforschung, Ausarbeitung und sprachlicher Darstellung auszeichnet.

Gertraud Gamper, Winterthur

Strauss, Elisabeth (Hrsg.): **Dilettanten und Wissenschaft**. Zur Geschichte und Aktualität eines wechselvollen Verhältnisses. Amsterdam etc., Rodopi, 1996. 217 S. Ill. (Philosophie & Repräsentation/Philosophy & Representation, 4). Hfl. 60.–. ISBN 90-5183-719-4.

Der vorliegende Band versammelt zehn Beiträge, die aus Vorträgen anlässlich eines Kolloquiums an der Universität Magdeburg im September 1994 hervorgegangen sind. Die Begriffe wissenschaftlicher Dilettant, Laie, Amateur oder Virtuoso haben je nach Kontext ganz verschiedene Bedeutungen, immer aber implizieren sie ein Gegenüber, den 'wahren' Wissenschaftler, sei er nun ein Kleriker, Akademiker, Mann vom Fach oder einfach der Experte. Brigitte Englisch setzt sich in ihrem Beitrag mit der Wirkung von Laienwissen auf die frühmittelalterliche 'Wissenschaft' der Komputistik, die christliche Osterfestberechnung, auseinander. Sie weist nach, dass Beda Venerabilis in der Schrift 'De temporum ratione' (etwa 725 n.Chr.) die Grenzen der etablierten artes liberales überschritten hat, indem er empirisches mathematisches Laienwissen wie die sog. Fingerzahlenrechnung erstmals schriftlich fixierte. Auf diese Weise gelang ihm sogar die Aufdeckung der Fehlerhaftigkeit des julianischen Kalenders. Auf die Rolle von Dilettanten als Produzenten und Vermittler von 'Wissenschaft' geht Elisabeth Strauss ein. Die Vertreter der sog. Virtuoso-Bewegung im Umkreis der Royal Society des 17. Jahrhunderts betrieben Wissenschaft als exzessives Stammeln

von Fakten und Naturalien ohne irgendein Interesse für Theoriebildung oder Nutzanwendung. Freude am Wissen, aber auch Angst vor der Entzauberung der Welt kennzeichneten die Bemühungen dieser aristokratischen Forscher. Soraya de Chadarevian beschreibt in ihrem Beitrag, wie die Institutionalisierung einer wissenschaftlichen Disziplin im 19. Jahrhundert zur Konstruktion und zum Ausschluss des 'Amateurs' führte. Am Beispiel des Streits um das Richtungswachstum der Pflanzen zeigt sie, wie der deutsche Botaniker Julius Sachs, der die experimentelle Pflanzenphysiologie als unabhängiges Fach etablieren wollte, dem 'gentleman scientist' Charles Darwin jegliche Kompetenz aberkannte, indem er die moralische Integrität als Vertrauensbeweis durch ein selbstdefiniertes Berufsethos ersetzte. Hauptkriterium wurde die handwerkliche und kognitive 'Geschicklichkeit' des Experimentators, die sich nur im Labor erweisen konnte. Dass auch etablierte Wissenschaftler 'Laien' sind, nämlich in bezug auf fremde Disziplinen, arbeitet Hartmut Hecht heraus. Leibniz war solch ein Laie, der zudem versuchte, eine allgemeine Wissenschaftstheorie zu begründen, um so wirkliche Interdisziplinarität zu ermöglichen. Der vorliegende Sammelband enthält eine Reihe hervorragender Beiträge zum Laienumfeld der Wissenschaft. Leider fehlt eine ausführliche, ordnende und zusammenfassende Einführung in das Thema durch die Herausgeberin.

Ralf Bröer, Moers (D)

Take time by the forelock: the letters of Anthony Fothergill to James Woodforde, 1789–1813. Ed. by Christopher Lawrence, Paul Lucier and Christopher C. Booth. London, Wellcome Institute for the History of Medicine, 1997. XXIII, 120 p. (Medical History, Suppl. No. 17). £ 32.–. ISBN 0-85484-064-8.

Diese Edition von 90 in Abschrift erhaltenen Briefen von Anthony Fothergill (1737–1813) an den Studenten und späteren Kollegen James Woodforde (1771–1837) liefert einen guten Einblick in das (insbes. medizinische) Denken eines englischen Arztes um 1800. Der Briefwechsel beginnt zu einem Zeitpunkt, als Woodforde noch zwischen dem Beruf des Arztes, Chirurgen und Apothekers schwankt. Fothergill erläutert, welches Wissen und welche Ausbildung für diese Berufe notwendig ist, und bereitet den Jüngling mit seinen Ratschlägen auf das Medizinstudium in Edinburgh vor. Vor allem gibt er Anweisungen, welche Bücher Woodforde lesen soll; dabei hält der Mentor immer das Berufsziel vor Augen, bemüht sich um Beschränkung auf das Wesentliche und warnt vor ausufernder Lektüre ohne das notwendige Fundament. Nach den ersten 35 Briefen und der Promotion des Schützlings im Jahr 1794 werden die Mitteilungen kürzer und drehen sich u.a. um mögliche Anstellungen des jungen Arztes sowie einzelne Krankheitsfälle. Fünf Briefe von 1809–12 schickt Fothergill aus Philadelphia, wohin er aus gesundheitlichen Gründen gezogen ist. Der Austausch von Literatur sowie Überlegungen zur theoretischen Medizin begleiten die ganze Korrespondenz und weisen den Verfasser als aufmerksamen Leser der neueren Literatur aus.

Nichts wurde hier gesagt über den genaueren medizinischen Inhalt der Briefe, da ohne deutliche Schwerpunkte viele Bereiche medizinischen Denkens und Handelns angesprochen werden und Fothergills Ratschläge und Überlegungen auch nicht nach einer Kommentierung drängen. Dies ist wohl auch die Ansicht der Editoren, welche

sich in ihren Anmerkungen auf den Nachweis von erwähnten Personen und Werken beschränken. Die 13seitige Einleitung liefert kurze Biographien der Korrespondenten sowie eine Zusammenfassung des Briefinhalts. Etwas alleine gelassen fühlt sich der Leser mit der Bemerkung, dass die Briefe «eine Goldmine für den Medizinhistoriker» (xi) darstellen. Natürlich kann das Korpus als Zitatenschatz und Quellenbeleg für viele Fragestellungen dienen, doch droht hier der unreflektierte Raubbau. Um diesem vorzubeugen, wäre ein erstes Sondieren durch die Herausgeber – welche dazu am besten geeignet sind – erwünscht gewesen. Auch wenn Fothergills Vorstellungen auf den ersten Blick den allgemeinen Ansichten der aufgeklärten Medizin Englands zu entsprechen scheinen, so kann doch erst eine genauere Untersuchung das Exemplarische und Besondere der Briefe aufzeigen. Man mag entgegnen, der Briefwechsel habe als zuverlässig edierte Quelle seinen Wert, bleibe verschiedenen Zugängen gegenüber offen und die Editoren hätten durch ihre Zurückhaltung keinen einseitigen Blick darauf festgelegt; das stimmt natürlich auch.

Hubert Steinke, Bern

Tenon, Jacques: **Memoirs on Paris Hospitals** [Mémoires sur les hôpitaux de Paris. 1788]. Ed. and with an introduction, notes, and appendices by Dora B. Weiner. Canton, MA, Science History Publications, 1997 (cop. 1996). XXXIII, 405 p. Ill. (Resources in medical history). \$ 39.95. ISBN 0-88135-074-5.

Rendre publique une source importante, la mettre à disposition du plus grand nombre de chercheurs, telle est une des tâches importantes de l'historien d'aujourd'hui. C'est justement ce que s'est proposé de faire Dora Weiner, en éditant et en traduisant les *Mémoires sur les hôpitaux de Paris*, écrit par Jacques Tenon en 1788. Texte capital pour tous les historiens de la médecine et de la santé publique, mais aussi des institutions, il est maintenant accessible à chacun. En matière de traduction, Dora Weiner a pris le parti de traduire ces mémoires en anglais moderne, comme elle l'explique dans une note adressée aux lecteurs anglophones. Avant d'entamer le texte lui-même, l'historienne écrit une introduction d'une vingtaine de pages, divisée en trois parties. La première contextualise l'époque dans laquelle s'inscrivent les réformes hospitalières proposées; la deuxième situe Jacques Tenon dans le contexte de la chirurgie de la fin de l'Ancien Régime, et la troisième résume le contenu des cinq mémoires. La première partie nous apprend que l'incendie de l'hôtel-Dieu de Paris, en 1772, constitue le début de la réflexion sur une nouvelle conception hospitalière, englobant notamment des discussions sur l'emplacement géographique de telles institutions. D'un côté les conservateurs (notamment Jacques Necker) prônent l'hôpital dans la ville, et de l'autre les innovateurs préconisent plusieurs institutions en périphérie. La taille des établissements est une question centrale du débat, certains ne jugeant pas nécessaire de construire plusieurs hôpitaux, d'autres considérant au contraire que des bâtiments, tels que l'hôtel-Dieu parisien, sont beaucoup trop grands pour être administrés correctement. Jacques Tenon, qui appartient au parti des innovateurs, a fait de la réforme hospitalière le but de sa vie. La deuxième partie retrace sa trajectoire. Fils et petit fils de chirurgien, cinquième de onze enfants, Tenon fait son apprentissage à l'hôtel-Dieu parisien, passe quelques années dans les armées, puis

obtient sa maîtrise après six ans de travail à la Salpêtrière. Chirurgien humaniste et doté d'une curiosité insatiable, il crée en 1764 l'Hospice du Collège de chirurgie, destiné principalement au développement de l'approche clinique du malade. La troisième partie décrit la manière dont se sont élaborés les mémoires, mettant l'accent sur les voyages que Tenon a effectué pour s'inspirer d'autres modèles, et décrivant en substance ce que contiennent les cinq différents mémoires. Le premier constitue un inventaire des 48 institutions parisiennes. Le deuxième se focalise sur les 28 établissements destinés aux soins médicaux. Le troisième est centré sur la question du choix de l'emplacement de l'hôpital dans une grande ville. Le quatrième relate l'hôpital au quotidien, avec discussions sur l'hygiène, la séparation des malades entre autres. Et le cinquième offre des propositions concrètes, dont certaines furent controversées.

Initiative intéressante, ce livre est surtout précieux pour tous ceux qui ne maîtrisent pas la langue française, car les *Mémoires* de Tenon sont une source aisément accessible en langue anglaise.

Micheline Louis-Courvoisier, Lausanne

Trus, Armin: **«... vom Leid erlösen». Zur Geschichte der nationalsozialistischen «Euthanasie»-Verbrechen.** Frankfurt am Main, Mabuse-Verlag, 1995. 230 S. Ill. DM 36.80; SFr. 38.–. ISBN 3-929106-17-5.

Der in Giessen lebende Historiker Armin Trus hat mit diesem Band eine Lücke auf dem Buchmarkt geschlossen: Das vorliegende Buch macht wichtige Originaltexte (zeitgenössische Publikationen und archivalische Dokumente) zur Geschichte der nationalsozialistischen Krankenvernichtung und ihren Nachwirkungen einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich.

Die dokumentierten Texte beleuchten sowohl die Ideengeschichte («Euthanasie»-Gedanke, Degenerations-Theorie, Sozialdarwinismus und Rassenhygiene) als auch die Sozialgeschichte der Psychiatrie und der institutionalisierten Sozialfürsorge im 19. und 20. Jahrhundert. Die Auswahl erfolgte auf dem Hintergrund einer gründlichen Kenntnis des Forschungsstandes, den der Autor als langjähriges Mitglied des bundesweiten «Arbeitskreises zur Geschichte der 'Euthanasie' und der Zwangssterilisation» mitverfolgt und mitgeprägt hat.

Das Buch ist klar in fünf Kapitel gegliedert: 1. Vorgeschichte der «Euthanasie» bis 1932; 2. Radikalisierung im Umgang mit sogenanntem «lebensunwertem Leben»; 3. Nachwirkungen (Täterbiographien, juristische Aufarbeitung, Opfer und «Wiedergutmachung»); 4. aktuelle Forschungsansätze zur Interpretation von «Euthanasie» und Shoa; 5. aktuelle Diskussionen um «lebensunwertes Leben» und Sterbehilfe. Jedes Kapitel enthält eine kurze, gut verständliche Einleitung sowie jeweils Kommentare zu den abgedruckten historischen Texten. Die Quellen sämtlicher Texte sind genau dokumentiert. Abgeschlossen wird der Band durch eine 25seitige, gegliederte Zusammenstellung relevanter Literatur. Leider fehlt ein Register.

Die Textsammlung macht auch ansonsten schwierig zugängliche Dokumente verfügbar, wie etwa die Denkschrift des Leiters der von Bodelschwingschen Anstalten, Pastor Gerhard Braune, an Adolf Hitler (9. Juli 1940), geheime Lageberichte der SS über die öffentliche Rezeption des Propagandafilmes «Ich klage an» oder Gerichtsprotokolle aus den Nachkriegsprozessen gegen «Euthanasie»-Täter.

Zusammenfassend kann der Band als hervorragende Grundlage für den Unterricht an Schule und Universität und auch als Einführung in die aktuelle Forschung nachdrücklich empfohlen werden.

Volker Roelcke, Bonn

Widmann, Martin; Mörgeli, Christoph: **Bader und Wundarzt. Medizinisches Handwerk in vergangenen Tagen.** Zürich, Medizinhistorisches Institut und Museum, 1998. 184 S. Reich illustriert (farbig). SFr. 30.–.

Wenn es einen Preis für das schönste medizinhistorische Buch des Jahres gäbe, fiel dem Rezensenten die Wahl leicht. Der Katalog zu einer gleichnamigen Ausstellung des Zürcher Medizinhistorischen Museums ist in der Tat eine Augenweide. Ausstattung, Einband, Layout und Farbqualität lassen nichts zu wünschen übrig. Der Text, der knapp, aber informativ ist, tritt dagegen in den Hintergrund. So ist dieses Buch auch eher zum Anschauen und Blättern als zum Lesen gedacht.

Selbst der Kenner der Materie wird hier auf Abbildungen stossen, die ihm bislang unbekannt waren, so z.B. auf das Farbfoto, das einen aufwendig gearbeiteten Badehut zeigt, angeblich von Philippine Welser getragen, heute im Kunsthistorischen Museum Wien. Und noch viele andere solche Entdeckungen oder «Aha»-Erlebnisse bietet dieser wunderschöne Bildband mit durchgängig farbigen Abbildungen.

Das Thema Bader und Wundarzt, zu dem in den letzten Jahren von (medizin-)historischer Seite verstärkt gearbeitet wurde, ist von den beiden Autoren kompetent und zuverlässig aufgearbeitet worden. Die Texte sind knapp gehalten und führen den Betrachter ohne Umschweife in die jeweilige Thematik ein. Besonders erfreulich ist, dass die Begleittexte im grossen und ganzen den neuesten Forschungsstand widerspiegeln. Davon zeugt nicht zuletzt ein umfangreiches, leider nur deutschsprachige Titel umfassendes Literaturverzeichnis im Anhang. Man vermisst lediglich die einschlägige Monographie von Annemarie Kinzelbach (1995) sowie den Ausstellungsbegleitband «Bader, Wundarzt, Medicus» von H. Flamm und K. Mazakarini (Klosterneuburg 1996).

Illustriert wird das gesamte Spektrum der Tätigkeit der Bader und Wundärzte in Mittelalter und früher Neuzeit. Besonders bemerkens- und lobenswert ist die Liebe der Autoren zum Detail. So erfahren wir z.B. sowohl im Text als auch im Bild etwas über die Bekleidung des Badepersonals oder über die Art und Weise, wie man damals die Menschen zum Besuch des Schweiss-, Wasser- und Kräuterbades aufforderte. Bei manchen Badeszenen, die in diesem Buch abgebildet sind, fällt allerdings auf, dass sich die Autoren wenig Gedanken um den Realitätsgehalt dieser Darstellungen machen. Nicht zuletzt haben gerade die einschlägigen kulturhistorischen Notizen Hans Peter Duerrs deutlich gemacht, zu welchen Fehlinterpretationen man kommt, wenn man – wie Norbert Elias – in der Ikonographie und der Textkritik unbewandert ist. Ein pauschaler Hinweis («wenn man den zeitgenössischen Illustrationen glauben darf»), wie er sich auf S. 36 findet, reicht da nicht aus, zumal die betreffenden Abbildungen in hohem Masse interpretationsbedürftig sind. Auch im Kapitel über das Klistier wäre etwas mehr Differenziertheit und Quellenkunde wünschenswert gewesen. Die Aussage, dass die Anwendung des Klistiers «in den Augen der Zeit» (sic!) unerlässlich gewesen sei, kann man so jedenfalls nicht stehen lassen. Denn in Deutsch-

land waren die Kranken oder die um ihre Gesundheit besorgten Menschen längst nicht so klistierbegeistert wie etwa die Franzosen oder Italiener. Doch Studien zur Geschichte des «Dinggebrauchs» sind bislang in der Medizingeschichte noch eine Ausnahme.

Wenn man von diesen kleinen Mängeln einmal absieht und berücksichtigt, dass die Autoren keine Mühen gescheut haben, ein lange Zeit vernachlässigtes medizin-historisches Thema hervorragend zu illustrieren, dann bleibt ein überaus positiver Gesamteindruck beim Leser wie beim Betrachter zurück.

Robert Jütte, Stuttgart

Woodward, John; Jütte, Robert (eds.): **Coping with sickness. Perspectives on health care, past and present.** Sheffield, European Association for the History of Medicine and Health Publications, 1996. XI, 221 p. (History of medicine, health and disease series, 2). £ 19.95. ISBN 0-9527045-1-X.

Wieder kann eine sehr beachtenswerte Neuerscheinung der «European Association for the History of Medicine and Health» angezeigt werden: diesmal der zweite Band der Reihe «History of Medicine, Health and Disease», der acht Beiträge versammelt, die allesamt 1995 bei einem Symposium der EAHMH in Sant Feliù/Spanien präsentiert wurden. Wie sein Vorgänger beinhaltet auch dieser Sammelband Arbeiten, die methodisch und inhaltlich ein breites Spektrum abdecken. Chronologisch spannt sich der Bogen von der Spätantike (ausgezeichnet der Beitrag *Karl-Heinz Levens* zu *Attitudes Towards Physical Health in Late Antiquity*) bis zum Sowjetischen Imperium in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts (*Susan Gross Solomon: The Health of the 'Other': Medical Research and Empire in 1920s Russia*) und zu aktuellen Fragen der Gesundheitsversorgung in Grossbritannien (*James Lewis*). Eine meisterhafte medizinhistorisch-mentalitätsgeschichtliche Miniatur bildet der Beitrag von *Roy Porter* zur Interpretation der Gicht als konstitutionelles Leiden im England des 18. und frühen 19. Jahrhunderts (*Conflict and Controversy: The Interpretation of Constitutional Disease*). Und geradezu als Einführung ins Thema bietet sich *Luis García-Ballesters* Analyse des spätmittelalterlich-galenistischen Gesundheitsbegriffs an (*Improving Health: A Challenge to European Medieval Galenism*), genauso wie *Holger-Andreas Maehles* Rekonstruktion philosophisch-ethischer Debatten um die Pockenschutzimpfung im deutschsprachigen Raum um 1800 (*The Ethics of Prevention: German Philosophers of the Late Enlightenment on the Morality of Smallpox Inoculation*).

Besonders nützlich dürften dem Benutzer auch die ausführlichen und zahlreichen Anmerkungen sein, die am Schluss zu einer «konsolidierten Bibliographie» zusammengefasst sind. Ein kombinierter Sach-, Personen- und Ortsindex erleichtert zusätzlich den Zugriff.

Trotz der vorzüglichen Einleitung von *John Woodward*, welche die einzelnen Arbeiten in Zusammenhang mit den neueren Trends und Tendenzen der Sozialgeschichte der Medizin zu stellen versucht, fragt sich der Leser nach eingehender Lektüre, ob es ein glückliches Konzept der Herausgeber und der EAHMH ist, solch qualitätsvolle, doch inhaltlich so disparate Arbeiten im Rahmen eines Readers zu aggregieren. Würde eine thematische Fokussierung einzelner Bände nicht für

Autorinnen/Autoren wie für die Leserschaft nützlicher sein? Trotz dieser (mehr editorialen) Kritik sei das vorliegende, hier nur summarisch besprochene Werk vorbehaltlos zur eigenen Lektüre empfohlen.

Axel Karenberg, Köln

Wunderlich, Uli: **Ubique Holbein: Drei Totentanzwerke aus drei Jahrhunderten.** Zürich, A. Flühmann, 1998. 88 S. Ill., z.T. farbig. SFr. 100.–. (Bezugsadresse: Dr. A. Flühmann GmbH, Restelbergstrasse 82, CH-8044 Zürich; e-mail: mail@fluehmann.com)

Die Literatur zu Totentanzdarstellungen des Spätmittelalters und der Renaissance hat in den letzten Jahren fast exponentiell zugenommen – Kunst- und Medizinhistoriker entdeckten dieses Thema neu, Sammlungen wurden analysiert und geordnet, entlegene Beispiele und Variationen einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt. Ein Beispiel dieser begrüßenswerten Entwicklung stellt der schön edierte Bildband von Uli Wunderlich vor, der Holbeins «Simulachres et historiées faces de la mort» (1538), eine Sammlung bisher unbekannter Gouachen (zwischen 1568 und 1616) nach Motiven des Basler Totentanzes sowie das 1785 gedruckte Totentanzbüchlein «Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier», das mit Radierungen des Schweizer Illustrators Johann Rudolf Schellenberg und Bildbeschreibungen des Weimarer Märchensammlers Karl August Musäus versehen ist, einem grösseren Publikum vorstellt. Vorbildlich sind die jeweiligen Kommentare gestaltet. Es stellt sich heraus, dass die Konventionen mittelalterlicher Ikonographie in der protestantischen Ära deutlich brechen. So wird der katholische Klerus bei Holbein durchweg negativ charakterisiert – Brants «Narrenschiff» oder Erasmus' «Lob der Torheit» sind ikonographische Vorbilder –, während in den «Kopien» des «Basler Totentanzes» von 1440 der Dominikanerprediger durch den Basler Reformator Johannes Oekolampadus ersetzt wird. Schellenbergs Stil wird dagegen nur durch die ästhetische Diskussion verständlich, die zu Ende des 18. Jahrhunderts im Umkreis von Wieland und Lessing, Herder und Claudius entstand, der in der Figur des «Freund Hein» eine im Vergleich zu klassizistischen Darstellungen à la Canova oder Thorwaldsen eher furchterregende Allegorie des Todes propagierte und die alte Vorstellung von Skelett und Sensenmann favorisierte. Schellenbergs Szenen haben zweifellos karikierenden Charakter und nehmen z.T. Spitzwegsche Stimmungen vorweg. Wie der Totentanz in Inhalt und Stil von geistigen Strömungen und Moden der Zeit abhängig war, wird in diesem bemerkenswerten Band eindrucklich vor Augen geführt.

Klaus Bergdolt, Köln